



Zeitschrift für
Religions- und
Weltanschauungsfragen

73. Jahrgang

4/10

50 Jahre EZW

Darwin und die protestantische Theologie

Starb Jesus in Japan?

**Blasphemie mit staatlicher Förderung?
Der Kurzfilm „Judas & Jesus“**

Stichwort: Apostolische Gemeinschaften

Evangelische Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen

50 Jahre EZW: 1960 – 2010

ZEITGESCHEHEN

50 Jahre EZW 123

IM BLICKPUNKT

Tilman Matthias Schröder
Charles Darwin und die protestantische Theologie 125

BERICHTE

Franz Winter
Starb Jesus in Japan?
Zur Tradition um ein japanisches „Jesus“-Grab 137

DOKUMENTATION

Stellungnahme der Neuapostolischen Kirche zu Materialdienst-Beiträgen 142

INFORMATIONEN

Islam
Rücktritt eines Imams in Frankfurt 144

Mormonen
180 Jahre Mormonismus 146

Jehovas Zeugen
Körperschaftsstatus in fast allen Bundesländern 148

Film und Literatur
Der Kurzfilm „Judas & Jesus“ – Blasphemie mit staatlicher Förderung? 149

In eigener Sache
Dritte Seminarwoche des EZW-Curriculums 151

STICHWORT

Apostolische Gemeinschaften 153

BÜCHER

Susanne B. Keller (Hg.)
Königliche Kunst
Freimaurerei in Hamburg seit 1737 157

Festveranstaltung zum 50-jährigen Jubiläum der EZW 159

ZEITGESCHEHEN

50 Jahre EZW. Die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen feiert in diesem Jahr ihren 50. Geburtstag. In historischer Perspektive ist sie ein Kind der Inneren Mission, entstanden aus der Erfahrung und Einsicht, dass Apologetik als Rechenschaft des Glaubens eine unverzichtbare Dimension des missionarischen Handelns der Kirche darstellt. Von der EKD wurde sie gleichsam adoptiert, nach gemeinsamen Beratungen mit „Innerer Mission und Hilfswerk der EKD“. Am 1. April 1960 nahm der promovierte Kirchenrat Kurt Hutten (1901-1979) seinen Dienst in Stuttgart am Hölderlinplatz 2A auf. Hutten kam aus der kirchlichen Pressearbeit, galt als erfolgreicher Autor und großes Talent evangelischer Publizistik und hatte sich durch das in zahlreichen Auflagen erschienene Buch „Seher, Grübler, Enthusiasten“ einen Namen als Kenner und Fachmann für „traditionelle Sekten und religiöse Sonderbewegungen“ gemacht.

Am 17. November 1960 eröffnete der 70-jährige Carl Gunther Schweitzer, der erste Leiter der 1921 in Berlin gegründeten Apologetischen Centrale, die erste Kuratoriumssitzung auf der Basis einer „Vorläufigen Ordnung für die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen“, die am 7. Juli durch den Rat der EKD und den Diakonischen Rat verabschiedet worden war. Theologische Grundlagen, Zielsetzung, Arbeitsbereiche und Arbeitsweise hatte der Rat der EKD bereits ein Jahr zuvor in einer am 1. Juli 1959 publizierten Denkschrift festgelegt. Bezug genommen wird darin auf Paul Tillichs Verständnis von Systematischer Theologie als „antwortender Theologie“ und Emil Brunners „Eristik“, die er als „missionarische Theologie“ bezeichnet. Aufgabe der zu grün-

denden Zentralstelle soll sein, „eine lebendige Auseinandersetzung mit den Strömungen der Zeit herbeizuführen. Ohne immer fertige Antworten zu liefern oder sich auf traditionelle dogmatische Informationen zu beschränken, soll sie darauf abzielen, in den Gemeinden mündiges Christentum mit eigenem Urteil und persönlicher Verantwortungsbereitschaft zu wecken“. Als Kooperationspartner werden u. a. genannt: kirchliche Werke, Evangelische Akademien, Deutscher Evangelischer Kirchentag, Konfessionskundliches Institut Bensheim. Die neu zu errichtende Stelle soll vor allem einen „Mittlerdienst zwischen Grundlagenforschung und praktischer kirchlicher Arbeit“ leisten.

Unter veränderten Bedingungen und mit neuem Namen wurde seit 1960 in Stuttgart fortgesetzt, was in Berlin als Apologetische Centrale begonnen und 1937 durch die Nationalsozialisten ein erzwungenes Ende genommen hatte. Bereits die Arbeit der Spandauer Centrale war von dem Bemühen geprägt gewesen, Zeitströmungen zu beobachten und sie im Lichte des Evangeliums zu deuten und zu beurteilen. Es ging um die „Begegnung mit den Geistesmächten“ und das „Gespräch mit der Zeit“, um Auseinandersetzung mit dem christentumskritischen Freidenkertum, mit einer psychologischen Weltanschauung und vor allem mit völkischer Religiosität und rassistischer Ideologie. Die Arbeit erschöpfte sich allerdings nicht in Ideologie- und Religionskritik. Es ging auch um die „Antwort des Glaubens“, um die Artikulation christlicher Identität unter Einbeziehung des Gegenübers, wie in der EZW später formuliert wurde. In der heute gültigen Ordnung der EZW, die der Rat der EKD im Zusammenhang des Umzugs der Einrichtung von Stuttgart nach Berlin, in die Auguststraße 80, 1996 verabschiedete, wurde dieser Gesichtspunkt unterstrichen, und es wurde formuliert, dass die EZW

dazu beitragen soll, „die Darstellung des christlichen Gottes- und Weltverständnisses im Gegenüber zu anderen Gottes- und Weltverständnissen zur Geltung zu bringen (evangelische Apologetik)“.

Obgleich sich die religiöse Landschaft wandelte und die in der EZW-Arbeit behandelten Themen sich änderten, gibt es eine erstaunliche Kontinuität in ihrer Arbeitsweise und inhaltlichen Ausrichtung. Sie versucht beides zusammenzuhalten: Wahrheit und Liebe, Standfestigkeit und dialogische Offenheit, Begegnung und Auseinandersetzung, Hörfähigkeit und Bereitschaft zur öffentlichen Rechenschaft des christlichen Glaubens. Wichtigstes Aushängeschild der EZW-Arbeit war und ist ihre in weite Bereiche von Kirche und Gesellschaft reichende Publizistik. In der Monatszeitschrift „Materialdienst – Zeitschrift für Religions- und Weltanschauungsfragen“ kann nachgelesen werden, welche religiös-weltanschaulichen Themen, Weltanschauungsgemeinschaften, kleinen und großen religiösen Gruppierungen von sich reden machen und im Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit stehen. Die Themen der dreimal im Jahr versandten „EZW-Texte“ sind in ihrer Ausrichtung ein Spiegelbild weltanschaulicher Diskurse.

Seit ihrer Gründung steht die EZW für das Konzept einer verstehenden Apologetik, die das Gespräch mit anders glaubenden und nicht glaubenden Menschen ernsthaft sucht und fördert und auch bereit ist, religiöse Gemeinschaften gegenüber voreiligen Stigmatisierungen in Schutz zu nehmen. Die Arbeit möchte zugleich für den Umgang mit religiöser und kultureller Vielfalt Unterscheidungskriterien ins Spiel bringen und die Urteilsfähigkeit in Kirche, Gemeinde und Gesellschaft stärken. Die Begegnung mit religiös-weltanschaulicher

Vielfalt fordert immer auch zu dem heraus, was die Bibel „Unterscheidung“ nennt und das Gestalt gewinnt im kritischen Widerspruch gegenüber verletzenden und krankmachenden Formen von Religiosität.

Weltanschauungsarbeit ist heute in den evangelischen Landeskirchen – wie übrigens auch in den katholischen Bistümern – ein etabliertes übergemeindliches kirchliches Handlungsfeld, in dem es um Information, Deutung, Aufklärung über religiös-weltanschauliche Gruppierungen und Strömungen aus der Perspektive des trinitarischen Gottesglaubens und des christlichen Verständnisses von Welt und Mensch geht. Zu diesem Praxisbereich gehören Informations- und Beratungsangebote, die der Gesamtkirche, Gemeinden, Einzelpersonen, darüber hinaus auch kommunalen Einrichtungen und einer breiten gesellschaftlichen Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden. Hinter Mauern kann christlicher Glaube nicht gelebt werden, sondern nur im freien, offenen Austausch. Weltanschauungsarbeit leistet einen Beitrag für die Kirchen, den religiös-weltanschaulichen Kontext, in dem der Adressat des Evangeliums lebt, möglichst präzise zu erfassen. Sie hat dabei unterschiedliche und schnell sich wandelnde Situationen wahrzunehmen und dazu beizutragen, dass die vom Evangelium her bestimmte Glaubensperspektive öffentlich zur Sprache kommt und das christliche Zeugnis in einer Situation zunehmender religiöser Pluralisierung und fortschreitender Säkularisierung erkennbar bleibt.

Die Festveranstaltung aus Anlass des Jubiläums findet am 12. Juni 2010 in Berlin statt (s. dazu S. 159 in dieser Ausgabe des MD).

Reinhard Hempelmann

Tilman Matthias Schröder, Stuttgart

Charles Darwin und die protestantische Theologie¹

Was Hollywood und Wissenschaftsgeschichte manchmal gemeinsam haben

„Der Mann, der Liberty Valance erschoss“ ist der Titel eines der großen klassischen Hollywood-Western. Die Regie des 1961 gedrehten Films führte der legendäre John Ford. Der Film beginnt mit der Rückkehr eines berühmten US-Senators in seine frühere Heimat, ein kleines Kaff namens Shinebone. Hier will er zusammen mit seiner Frau an der Beerdigung eines dort fast völlig unbekanntes Mannes teilnehmen. In Shinebone hatte der Senator vor 30 Jahren seine Karriere als kleiner Rechtsanwalt begonnen, der dadurch berühmt wurde, dass er mutig einem üblen Gesetzesbrecher gegenübertrat, eben Liberty Valance, und ihn im Duell erschoss. Der Zeitungsredakteur von Shinebone wittert hinter dem Besuch des Senators eine interessante Story und drängt auf ein Interview. Und so erzählt ihm der Senator nun die wahre Geschichte von damals, die darin gipfelt, dass nicht er, sondern eben jener Mann, der jetzt beerdigt wird, der eigentliche Held gewesen ist, der wirklich Liberty Valance erschossen hat. Am Ende wirft der Journalist jedoch seine Aufzeichnungen ins Feuer. Das Interview wird nie gedruckt werden. Und er begründet das mit einem Satz, der in die Filmgeschichte eingegangen ist: „Wenn die Wahrheit über die Legende herauskommt, drucken wir trotzdem die Legende.“

Die Legende ist eben keine einfache Lüge oder Verfälschung der wahren Geschichte, sondern sie besitzt eine eigene innere

Kraft, die bestimmte Entwicklungen zu legitimieren vermag. Und wenn sich diese Entwicklungen als gut und sinnvoll erweisen, dann sollte man an der ihnen zugrunde liegenden Legende nicht rütteln. Mit dieser Erkenntnis wollte John Ford den klassischen Western als eine notwendige Legende für den Ursprung der amerikanischen Nation gewürdigt wissen. Diese Erkenntnis gibt es aber auch in anderen Bereichen und natürlich auch in der Geschichte, dort sogar in der sich sonst so nüchtern gebenden Wissenschaftsgeschichte.

Im 18. und 19. Jahrhundert beispielsweise setzten Wissenschaftshistoriker bewusst Legenden in die Welt, um den Fortschritt der Moderne dank der Überlegenheit der neuen Naturwissenschaften gegenüber der rückständigen Vergangenheit zu demonstrieren. So wurde behauptet, dass der mittelalterliche Mensch der Meinung gewesen sei, die Erde sei eine Scheibe und an ihren Rändern würden Seefahrer mit ihren Schiffen in die unendliche Tiefe stürzen. Erst die moderne Wissenschaft hätte mit diesem Aberglauben aufgeräumt. Das Bild von der mittelalterlichen Scheibenwelt geistert bis heute umher und findet sich selbst in Schulbüchern und aktuellen Fernsehreportagen der im ZDF gesendeten Discovery-Wissenschaftsfolgen wieder. Natürlich ging die Menschheit seit Ptolemäus aber immer von der Kugelgestalt der Erde aus. Auch ein einfacher Blick auf die Pantokratordarstellungen in mittelalterlichen Kathedralen, bei denen der Weltenherrscher Chris-

tus die Weltkugel als Herrschaftssymbol in seiner Hand trägt, könnte jeden schnell von dieser Tatsache überzeugen, aber die Legende lebt und hält sich, einfach weil sie so schön einprägsam ist.

Auch die Darstellung von der Aufnahme der Theorien Darwins durch die Theologie enthält durchaus legendarische Züge. Diese Legende behauptet, dass Darwin gerade in Deutschland auf heftigsten Widerstand von Seiten kirchlicher und theologischer Repräsentanten gestoßen ist, dass es zu einer Kampfsituation gekommen sei, die als eine der Ursachen für das belastete Verhältnis zwischen Naturwissenschaften und Religion gilt. Dieses sogenannte „Konfliktparadigma“ hat sich bis heute mehr oder minder unhinterfragt in vielen populären, aber auch wissenschaftlichen Arbeiten über diese Zeit erhalten und führt in seiner Ausschließlichkeit selbst zum Mythos und pauschalisierenden Bild einer weitgehend antichristlichen Naturwissenschaft auf der einen und einer unflexiblen und zumeist polemischen kirchlich-theologischen Abwehrhaltung auf der anderen Seite.

Wer aber hat ein Interesse daran, dass die Legende lebt? Die Frage ist ja mit Blick auf aktuelle Diskussionen um Darwins Lehre nicht ganz unwichtig. Einerseits gibt es auf Seiten der Naturwissenschaften Vertreter einer religiös indifferenten Haltung oder des „neuen Atheismus“, die ohne weitere Argumentation gerne auf die scheinbar historisch gegebene Situation hinweisen, dass sich Glauben und Wissen schon immer gestritten hätten. Auf die gleiche Situation verweisen dann andererseits manche kirchlich-konservativen Vertreter, um die Notwendigkeit herauszustellen, biblische Wahrheiten vor dem Zugriff einer angeblich weitgehend christentumskritischen Naturwissenschaft retten zu müssen, und die damit auch in Darwin ihr vornehmstes Feindbild sehen. Im

Grunde wird hier eine Lagerbildung fortgeführt, die es tatsächlich einmal in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg gegeben hat, die damals aber von beiden Seiten her klare weltanschauliche Züge trug und wenig mit der tatsächlichen Diskussion über Darwin zu tun hatte. Den damaligen Zeitgenossen war das auch weitgehend klar, heute ist dieser entscheidende Punkt jedoch weithin in Vergessenheit geraten. Er soll deshalb jetzt das Thema sein.

Das Schicksal mancher Weltliteratur: oft zitiert, aber nicht gelesen

Am 19. April 1882 starb Charles Darwin. Er wurde in einer großen und feierlichen Trauerzeremonie in Westminster Abbey kirchlich bestattet. Was wussten die Deutschen 1882 von Darwin, was wussten vor allem evangelische Theologen und Kirchenführer von ihm? Im Grunde erschreckend wenig, woraus man freilich auch schließen kann, dass bis zu diesem Zeitpunkt nur wenige in Darwin und seinen Lehren eine ernsthafte Gefahr für den christlichen Glauben gesehen hatten. So sind keine kirchlichen Einwendungen gegenüber der Tatsache bekannt geworden, dass Charles Darwin zu Lebzeiten der am höchsten ausgezeichnete und geehrte ausländische Wissenschaftler in Deutschland geworden war. Er trug die Ehrendoktorwürden zweier deutscher Universitäten, war Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften und hatte den preußischen Orden „Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste“ verliehen bekommen, die damals höchste deutsche Wissenschaftsauszeichnung überhaupt. Darwins erstes großes Werk „On the Origin of Species“ war 1859 erschienen, 1860 auch auf deutsch, und es galt zunächst als eine Arbeit für Spezialisten. Viele deutsche Naturforscher nahmen es

jedoch eher am Rande wahr. Der Gedanke an eine Veränderung der Organismen und Arten war schließlich nicht neu. Eine erste umfassende Evolutionstheorie hatte bereits Jean Baptist Lamarck (1744-1829) aufgestellt, und es gab auf diesem Feld sogar deutsche Traditionen, die von Leibniz über Lessing, Herder bis zu Kant und Hegel reichten. Von daher regte das Stichwort „Entwicklung“ zunächst keinen Theologen sonderlich auf.

Eine erste, wenn auch nur knappe Erwähnung Darwins findet sich immerhin bereits 1860 in einem Aufsatz des Greifswalder Kirchenhistorikers und Apologeten Otto Zöckler über die englische Naturphilosophie. Ein Jahr später anerkennt Zöckler den „epochemachenden Wert“ von Darwins Arbeit, hält seine Theorien aber letzten Endes für nicht beweisbar. Auf diese Weise tröpfelt nun die Auseinandersetzung mit Darwin die nächsten zehn Jahre weiter. Alle Theologen, und es sind im Grunde nur sehr wenige, die Darwin benennen, räumen gleich zu Anfang ein, Darwins Werk nicht gelesen zu haben, sondern sich auf Referate anderer Autoren zu stützen. So kann es passieren, dass 1866 der Marburger Systematiker Rudolf Grau, in völliger Verkehrung der Tatsachen, Darwin zum Apologeten des biblischen Schöpfungsberichtes und der Arche Noah macht. Graus Idee: Wenn sich nach Darwin alles Leben auf gemeinsame Urformen zurückführen lässt, dann haben damals ja wirklich die Vertreter aller Lebewesen auf die eine Arche Noah gepasst! Man darf aus dem Gesagten nun freilich nicht schließen, dass die Theologen der damaligen Zeit keine Ahnung vom Geschehen innerhalb der Naturwissenschaften gehabt hätten. Die Naturwissenschaften bildeten damals an den Universitäten noch keine eigenen Fakultäten, sondern waren Teil der Geisteswissenschaften. Es war Tübingen, wo 1863 die Naturwissen-

schaftler ihre erste eigene Fakultät in Deutschland erhielten. Von daher gehörte sehr lange die Absolvierung naturkundlicher Vorlesungen und Seminare zum Pflichtprogramm auch des Theologiestudiums. Hierin war man also sehr viel weiter interdisziplinär verzahnt als heute. Und wenn man bedenkt, dass umgekehrt alle Naturwissenschaftler auf dem Gymnasium ein humanistisches Bildungsprogramm absolviert hatten, dann erklärt das, dass alle, Theologen, Geistes- und Naturwissenschaftler bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein durchaus eine gemeinsame Sprache gesprochen haben und über ein gemeinsames philosophisch-philologisches Basiswissen verfügten. Insofern gab es natürlich auch schon vor Darwin Gesprächsfelder zwischen den Disziplinen. Besonders konfliktreich war dabei die Auseinandersetzung mit der zunehmenden materialistischen Weltanschauung der Naturwissenschaften. Die überwältigende Mehrheit der Naturwissenschaftler ging in ihrer Naturbeobachtung von zwei Prämissen aus: In der Natur beobachtbar ist alleine die Materie, und diese Materie verhält sich gemäß der mechanischen Regeln der klassischen Physik. Das sogenannte materialistisch-mechanistische Weltbild wurde zur unhinterfragbaren methodischen Grundlage aller naturwissenschaftlicher Disziplinen – im Grunde bis zum Aufkommen der modernen Quantenphysik zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Es gab nun freilich um 1850/60 eine Gruppe sogenannter „radikaler Materialisten“ – ihre Gegner nannten sie anzüglich „Vulgärmaterialisten“ –, die dieses methodische Prinzip auch auf die sozialen, gesellschaftlichen und psychologischen Bereiche des Menschseins auszudehnen versuchten. Hauptexponent dieser Richtung war der Mediziner Ludwig Büchner, der mit seinem bis heute aufgelegten Klassiker „Kraft und Stoff“ damals für ziemlich viel

Furore sorgte. Büchner zielte mit seinen Theorien in eine klar antichristliche Richtung: Da der Stoff, die Materie also, ohne Anfang und Ende war, konnte es keine Schöpfung im biblischen Sinne geben. War alles Materie, dann konnte es auch keine immaterielle Seele geben, von daher auch keine ethisch begründbare Moral und schon gar keinen transzendenten Gott. Die Diskussion um Büchner und seine Freunde hatte in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts den sogenannten „Materialismustreit“ ausgelöst, der schließlich zu einer weitgehenden Isolierung Büchners innerhalb der Reihen der Naturwissenschaftler führte. Diese erkannten, dass Büchners Theorien nichts mit exakter Wissenschaft zu tun hatten, sondern eindeutig weltanschauliche Zielsetzungen beinhalteten. Gerade davon aber wollten sich die meisten Naturwissenschaftler fernhalten, weil es außerhalb der fachwissenschaftlichen Grenzen lag. Was Büchner und seine Freunde trieben, galt als Naturphilosophie, und von deren Unarten und Spekulationen hatten sich die exakten Naturwissenschaften gerade mühevoll und schmerzhaft emanzipiert. So sahen und akzeptierten es auch die allermeisten Theologen. Gegen Mechanismus und Materialismus als die beiden methodischen Grundprinzipien der Naturwissenschaften hat im 19. Jahrhundert kaum ein Theologe ernsthafte Einwendungen gehabt, aber man wollte den Menschen, seine Seele und seinen Geist davon ausgeklammert und in einem anderen, transzendenten Bereich aufgehoben wissen.

Das war ungefähr der Stand der Dinge, als 1871 Darwins „Descent of Man“ in deutscher Übersetzung erschien. Wieder dauerte es eine gewisse Zeit, bis die Bedeutung dieses Buches erkannt wurde. Dabei wurde beispielsweise in der kirchlichen Presse auch nur der erste Teil des Werkes

näher beschrieben, der die stammesgeschichtliche Herkunft des Menschen aus dem Tierreich betraf. Er galt als der eigentlich anstößige Punkt. Der umfangreichste Teil jedoch, der zweite Hauptteil, der die geschlechtliche Zuchtwahl anbetraf, und auch der dritte Teil, der die Entwicklung der menschlichen Zivilisation behandelte, wurden mit kaum einem Wort gestreift. Sie schienen offenbar keinen Angriff auf die kirchliche Lehre zu beinhalten und konnten deshalb vernachlässigt werden. Das weitere Interesse an Darwins Thesen dagegen hielt sich in theologischen Kreisen ziemlich in Grenzen, vor allem als erkannt wurde, dass Darwin auch innerhalb von Teilen der deutschen Naturwissenschaften zunächst umstritten blieb. Manche Theologen glaubten daher, dass sich Darwins Thesen auf die Dauer bereits durch die Diskussion innerhalb der Naturwissenschaften auflösen würden, von ihnen also keine weiteren Gefahren für den biblischen Glauben zu befürchten seien. Wenige Jahre später war diese Zuversicht jedoch ziemlich verfliegen, wobei jetzt gar nicht mehr Darwin selbst im Mittelpunkt der Debatten stand, sondern sein eifrigster deutscher Interpret und Propagandist, der in Jena lehrende Zoologe Ernst Haeckel.

Ernst Haeckel – der frömmste aller Atheisten

Mit Ernst Haeckel (1834-1919) begegnet uns einer der schillerndsten Naturforscherpersönlichkeiten des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Wie aber konnte er zum Schreckgespenst aller frommen Gemüter, Kirchenführer und Theologen werden? Anfangs war das nämlich überhaupt nicht abzusehen. Im Gegenteil: Ernst Haeckel kam aus einem überzeugt protestantischen Elternhaus. Beide Elternteile rühmten sich enger Kontakte zu Schleiermacher. Ein Onkel, Friedrich Bleek, hatte in

Bonn den Lehrstuhl für biblische Exegese inne. Der 21-jährige Haeckel lobt 1855 die tiefe innere Frömmigkeit seiner Eltern. Der alleine „verdanke ich es, dass ich unter Verhältnissen, die das unerfahrene Kind nur zu leicht von aller Religiosität hätten losreißen können, immer und immer wieder von den auf mich einstürmenden widrigen feindlichen Einflüssen der umgebenden Menschen in das innere Heiligtum des christlichen Glaubens zurückgedrängt wurde“². Als Schüler wie als Student ist Haeckel ein eifriger Gottesdienstbesucher, der sich Predigttexte und Predigtinhalte in seine Tagebücher notiert. Den Materialismus eines Ludwig Büchner lehnt der junge Medizinstudent vehement ab und bekennt, „wenn ich nicht die festeste Überzeugung ... von einem unsere Geschicke lenkenden Gott [besäße], ich hätte schon längst diesem Leben ein Ende gemacht“³.

Mit Haeckels insgesamt fast pietistisch zu nennender Glaubenshaltung geht jedoch auch ein nicht minder emotional gefärbter Antikatholizismus einher, der bald in einen geradezu abgrundtiefen Hass gegenüber der katholischen Amtskirche umschlagen soll. Von seinem Studienort, dem katholischen Würzburg, und auch von Italienreisen aus wettet er gegen „das höchst widerwärtige Treiben der Pfaffen und Mönche“⁴, aber eine richtige Begründung für seine Abneigung ist das eigentlich nicht. Vielleicht spielen Kindheitserfahrungen seiner Mutter eine Rolle, die als protestantisches Kind im katholisch-westfälischen Münster so einige traumatische Begegnungen gehabt hatte, die sie ihrem sensiblen Sohn weitergegeben hat. Aber gerade das ist typisch für Haeckels Religiosität. Sie ist wenig reflektiert. Noch in seinen Studienjahren erweist sie sich als eine Übernahme der Einstellungen seiner heiß geliebten Eltern, und sie bleibt bei einem fast kindlich zu nennenden Gottes-

bild stehen. Bis ins hohe Alter waren Haeckel richtunggebende Autoritäten wichtig, sogenannte „Seelenverwandschaften“, wie er es selbst ausdrückte. Das waren eben zunächst die Eltern, dann seine akademischen Lehrer, vor allem der bedeutende Pathologe Rudolf Virchow, dessen Assistent er in Würzburg war, und dann natürlich Darwin, mit dem ihn ein reger Briefwechsel verband. Zwei Dinge führten Haeckel schließlich in eine tiefe Glaubenskrise. Zum einen erlebte er in Würzburg die streng empirisch-induktive Vorgehensweise Virchows, der so etwas wie der deutsche Wissenschaftspapst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war. Das imponierte Haeckel und führte ihn schließlich von der Medizin in die sogenannte reine Naturforschung. Er wandte sich der Zoologie zu und errang dort bald große Anerkennung für seine Forschungen.

Der naturwissenschaftliche Materialismus führte aber gleichzeitig zu ersten Rissen in seinem Bibelglauben. Dann starb 1864, nach nur eineinhalbjähriger Ehe, Haeckels Ehefrau Anna Sethe. Haeckel schrieb später darüber: „Dieser harte Schicksalsschlag wurde für meine Entwicklung sehr folgenreich. Er vollendete meinen völligen Bruch mit dem Kirchenglauben und trieb mich der radikalsten Realphilosophie in die Arme.“⁵ Zur gleichen Zeit lernte Haeckel Darwins Werk über die Entstehung der Arten kennen. Nicht zuletzt auf dem Hintergrund seiner persönlichen Lebensinschnitte wurde diese Lektüre für ihn zur entscheidenden Weichenstellung. Darwins Darlegungen klärten nicht nur seine Probleme, denen er als Zoologe nachgegangen war, sie befreiten ihn gleichzeitig von den Zweifeln an einen tyrannischen Gott. Indem er den biblischen Gott in die von ihm verehrte „herrliche“ und „göttliche“ Natur hinein auflöste, versuchte Haeckel Gottes Exis-

tenz für sich selber zu retten. Der die Natur durchdringende und ihre staunenswerte Harmonie bewahrende Gott war keine Macht mehr, die im persönlichen Alltag zu fürchten war.

Es war daher nur konsequent, dass Haeckel seine Naturphilosophie schließlich selbst als Theologie verstand. Und es ist auch klar, dass sich hier eine Konfrontation mit der herkömmlichen Theologie und Kirche anbahnen musste, vor allem wenn man wie Haeckel ein ungemein begeisterungsfähiger Mensch war, der in seinem Eintreten für eine als richtig erkannte Sache auf die Argumente und Gefühle von Andersdenkenden keine Rücksicht nahm.

Damit machte er sich auch innerhalb der Naturwissenschaften nicht nur Freunde. Aber er bemühte sich als einer der ersten deutschen Hochschullehrer bereits in den sechziger Jahren, die Öffentlichkeit mit den Lehren Darwins vertraut zu machen. Dabei überschritt er von vornherein auch die Grenzen, die sich Darwin selbst gesetzt hatte, und zog sofort anthropogenetische Konsequenzen, das heißt, er bezog den Menschen voll und ganz in die Entwicklung des organischen Lebens ein. Ebenfalls weit über Darwin hinausgehend interpretierte Haeckel die Entwicklungslehre auch sozial- und kulturgeschichtlich. In einer Rede vor Naturwissenschaftlern 1863 drückt er es so aus: „Dasselbe Gesetz des Fortschritts finden wir dann weiterhin in der historischen Entwicklung des Menschengeschlechts überall wirksam; ganz natürlich denn auch in den bürgerlichen und geselligen Verhältnissen sind es wieder dieselben Principien, der Kampf ums Dasein und die natürliche Züchtung, welche die Völker unwiderstehlich vorwärts treiben und stufenweise zu höherer Cultur emporheben ... Dieser Fortschritt ist ein Naturgesetz, welches keine menschliche Gewalt, weder Tyran-

nen-Waffen noch Priester-Flüche, jemals dauernd zu unterdrücken vermögen.“⁶

Obwohl das 19. Jahrhundert in besonderer Weise dem Fortschrittsoptimismus huldigte, fanden viele seiner Zuhörer Haeckels Folgerungen schlicht anmaßend. Auch seine Ausfälle gegen Kirche und Religion wurden von den meisten Naturwissenschaftlern nicht geteilt, auch wenn sicherlich viele von ihnen religiös indifferent eingestellt waren. Aber eben von dieser Rede an datiert Haeckels Streit mit der Kirche, eine Auseinandersetzung freilich, zu der Haeckel selbst mit seinen weit über Darwin hinausreichenden Theorien beigetragen hat. Haeckel wollte an diesem Punkt provozieren, und das gelang ihm auch.

Innerhalb der Naturwissenschaften stieß Haeckel daher auf energischen Widerstand vor allem bei Forschern wie Virchow, die zwar Darwins Theorien weitgehend beipflichteten, Haeckels immer weitergehenden gesellschaftlichen und sozialen Schlussfolgerungen aber nicht zustimmten. Und es wird zugleich klar, warum auch Darwins eigentlich brisantes Werk, „The Descent of Man“, bei seinem Erscheinen 1871 so wenig schockierte. Haeckels Thesen hatten Darwins Überlegungen zur Abstammung des Menschen bereits längst vorweggenommen, und für viele Interessierte in der deutschen Öffentlichkeit war schon jetzt nicht mehr klar zu unterscheiden, was Darwins tatsächliche Aussagen waren und was zur Interpretation Haeckels gehörte. Das führte schließlich zu der im Grunde widersprüchlichen Situation, dass sich innerhalb der Naturwissenschaften die Evolutionstheorie eher unspektakulär durchsetzte, zum wissenschaftlichen Alltag gehörte und zur Weitererforschung an die Spezialisten weitergegeben wurde. Man denke an die Wiederentdeckung der Mendel'schen Vererbungsgesetze und an die Entwicklung der

modernen Genetik. In der Öffentlichkeit dagegen erlebten die Darwin'schen Gedanken in einer durch Haeckel und seine Gegner popularisierten Form ihre größte Verbreitung und tiefgreifendste gesellschaftliche Entwicklung erst Jahre später, nämlich um die Jahrhundertwende.

Die „wilden“ und die „zahmen“ Darwinisten

Entscheidend ist nun, dass den meisten Theologen, die sich mit naturwissenschaftlichen Themen auseinandersetzten, diese widersprüchliche Entwicklung durchaus bekannt war und sie dementsprechend darauf reagierten. Sie bemühten sich, zwischen Haeckel und Darwin zu unterscheiden. Sehr schön kann man das an dem bereits erwähnten Greifswalder Apologeten Otto Zöckler erkennen, einem durch und durch konservativen Theologen, der sich aber sehr intensiv mit den Entwicklungen in den Naturwissenschaften auseinandersetzte. In seinem 1877 und 1879 erschienenen zweibändigen Werk „Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaften“, der umfangreichsten Auseinandersetzung zu diesem Thema, die jemals ein evangelischer Theologe geschrieben hat, betitelte er die Gegenwart bereits weitsichtig als das „Zeitalter des Darwinismus“.

Natürlich wurde Zöckler deswegen kein Freund Darwins. Die Abstammung des Menschen aus dem Tierreich lehnte er prinzipiell als gegen den biblischen Schöpfungsbericht gerichtet ab, ebenso die Selektionstheorie. Dennoch zweifelte er nicht an Darwins persönlicher Religiosität und Integrität. Er würdigte Darwins ungeheure Forschungsleistung, die – wie er anerkennend vermerkte – nicht einfach aus der Studierstube erwachsen sei, sondern sich vor allem auf die mehrjährige

Weltumseglung mit der „Beagle“ gründe. Aber er vermutete in Darwin das Opfer falscher Freunde. Vor allem dem englischen Geologen Charles Lyell, der bereits vor Darwin aus seinen eigenen geologischen Forschungen heraus auf lange Entwicklungszeiten in der Erdgeschichte geschlossen hatte, warf Zöckler vor, darin unbewiesene und falsche Behauptungen in die Welt gesetzt zu haben, die Darwin kritiklos rezipiert habe. Zöckler versuchte nun eine Differenzierung vorzunehmen, die später auch von anderen Theologen gerne übernommen wurde. Er unterschied zwischen „zahmen“ und „wilden“ Darwinisten. Zu den zahmen gehörten alle, die Darwins Deszendenzlehre folgten, sich aber von der Selektionstheorie weitgehend distanzieren und die auf alle die Biologie überschreitenden weltanschaulichen Aussagen verzichteten, also auch keine antireligiösen Thesen vertraten. Von der Theologie hart zu kritisieren waren dagegen die wilden Darwinisten, die sich dieser Grenzziehung nicht unterwarfen, vor allem natürlich Ernst Haeckel und seine Schüler. Hierfür prägte Zöckler einen wichtigen Begriff: Er unterschied den Darwinismus vom „Haeckelismus“. Und gegen Haeckel richtete sich fortan sein ganzer Zorn und seine ganze Arbeitskraft, wobei er in seinem Kampfeifer irgendwann übersah, dass Haeckel spätestens um 1900 von vielen seiner Kollegen aufgrund seiner allgemeinen wissenschaftlichen Leistungen zwar respektiert, wegen der quasireligiösen Auslegung seiner Ergebnisse aber auch oftmals belächelt und abgelehnt wurde. Zöckler tat freilich bis zu seinem Tod 1906 so, als ob Haeckel geradezu repräsentativ für alle biologischen und humanwissenschaftlichen Disziplinen spreche. Das aber war eben nicht der Fall.

War Zöckler ein Repräsentant des konservativen theologischen Lagers, so standen

viele liberale Theologen Darwin wesentlich unbefangener gegenüber. Hier gab es – wie bei Albrecht Ritschl oder Wilhelm Herrmann – die Tendenz, sich auf eine klare Grenzziehung zwischen den Arbeitsaufgaben von Theologie und Naturwissenschaften zurückzuziehen. Dahinter stand die Trennung zwischen Geist und Natur. In der Natur gelten die Regeln des mechanistischen Materialismus, und hier sollen die Naturwissenschaftler frei und von aller Theologie unbeeinflusst forschen können. Der Mensch unterscheidet sich jedoch durch den Geist von der Natur, er steht der Natur gegenüber. Darin ist er Ebenbild Gottes. Natur und Geist zusammen bilden die Welt. Ihren Sinn, ihre Bedeutung, ihre Zielrichtung zu erkennen, das wiederum zu beantworten ist nicht Sache der Naturwissenschaften, sondern hier bedarf es der Theologie, die überhaupt erst zu verstehen lehrt, dass die Natur eben keinen bloß blinden kausalen Abläufen unterworfen ist, sondern darin Mittel ist für Gottes Handeln. Von daher kann die Theologie eine umfassende Weltanschauung entwickeln, die Naturwissenschaft aber nur Beschreibungen der Funktionsweise von Natur liefern, und insofern kommen sich beide auch nicht in die Quere – natürlich vorausgesetzt, sie mischen sich nicht in die jeweiligen Arbeitsgebiete der anderen ein.

Das klingt zunächst sehr einfach, aber vor allem Wilhelm Herrmann hat an dieser Stelle sehr tief über die Erkenntnismöglichkeiten der Naturwissenschaften nachgedacht. So stellte er die von den Naturwissenschaftlern bis heute gerne behauptete „Objektivität“ ihrer Forschung deutlich in Frage. Jeder Naturwissenschaftler geht von der Gesetzmäßigkeit in den natürlichen Ordnungen aus, aber gerade diese ist ja alles andere als selbstverständlich und auch nicht empirisch beweisbar. Insofern arbeiten auch die Naturwissen-

schaften unter subjektiv gesetzten Voraussetzungen. Hinter diese aber kann die Naturwissenschaft nicht vordringen. Sie kann also nie erklären, woher diese Ordnung stammt und was das Innere der Dinge ausmacht. Sie kann daher keine Aussagen über das Weltganze machen, und sie kann im Grunde nicht erklären, was die Seele ist. Hier setzen die sogenannten Geisteswissenschaften und die Theologie an und führen diese Fragen weiter. Um es mit Kant zu sagen, der natürlich für den Neukantianer Herrmann richtungsweisend gewesen ist: Das Ding an sich und eben auch das eigentliche Wesen des Menschen entzieht sich der natürlichen Erkenntnis.

Herrmanns Grenzziehung hatte für die Theologie erhebliche Folgen. Man konnte im Sinne des gegenseitigen sich nicht in die Quere Kommens auf jeden Dialog mit den Naturwissenschaften verzichten und brauchte sich nicht über das aufzuregen, was die Naturwissenschaftler immer wieder Neues erforschten. Und sollte ein Naturwissenschaftler wie Haeckel daraus eben doch weltanschauliche Folgerungen ziehen, dann überschritt er damit schlicht seine Kompetenzen, ohne dass das für den christlichen Glauben Folgen zu haben brauchte.

Man konnte sich aber als Theologe auch ganz unaufgeregt der naturwissenschaftlichen Forschung zuwenden, um zu sehen, wo es dort Erkenntnisse gab, die sozusagen auf eine höhere, geistige Ebene verwiesen und daher für die Theologie interpretierbar waren. Und hier gab es durchaus eine Reihe von Theologen, die vor allem in Darwins Entwicklungslehre wichtige Anknüpfungspunkte sahen. Wie man das machen konnte, hätte die deutsche Theologie dabei schon längst von angelsächsischen Theologen lernen können, aber in Deutschland liefen die Uhren dank Ernst Haeckel schlicht anders. Der

Gedanke an eine evolutionäre Entwicklung auch außerhalb der biologischen Entfaltung der Arten hatte aber mittlerweile in vielen Disziplinen der Geisteswissenschaften Fuß gefasst. In den Sozial- und Staatswissenschaften gab es Modelle, in denen die Gesellschaft mit einem natürlichen Organismus verglichen wurde, der ebenfalls einem natürlichen Entwicklungsprozess folgte. Auch in den Geschichts-, Rechts-, Musik- und Sprachwissenschaften sowie in der Philosophie wurden biologistisch-evolutionäre Ansätze diskutiert.

In der Theologie waren es dann die Alttestamentler, die sich ganz still des Evolutionsgedankens bemächtigten. Sie hatten bei früheren Entwicklungsmodellen angesetzt, so bei den entsprechenden Spekulationen Hegels, so dass es auch für Hardliner unter den Darwinkritikern wie Zöckler gar nicht so schnell erkennbar war, was da passierte. Denn es war einer der bedeutendsten Alttestamentler, Julius Wellhausen, der dazu noch an der gleichen Fakultät wie Zöckler lehrte, in Greifswald, der in seiner 1878 erschienenen „Geschichte Israels“ einen sogenannten religionsgeschichtlichen Ansatz wählte und die Entstehung des Pentateuchs aus verschiedenen und auch zeitlich getrennten Quellen erklärte. Wellhausen zeigte den allmählichen Aufstieg Israels vom Poly- zum Monotheismus auf und machte die verschiedenen Stufen deutlich, die hier jeweils überwunden werden mussten. Konservative Kritiker, die davon ausgingen, dass mit der Gottesoffenbarung auf dem Sinai bereits alles fertig vorlag, schrien entsetzt auf. Dass sich die Jahwereligion erst gegen Baals- und assyrisch-babylonische Gestirngötter durchsetzen musste, klang doch verdächtig nach Kampf ums religiöse Dasein und Selektion. Um 1900 aber hatte sich die Wellhausen-Schule auf ganzer Linie durchgesetzt und die meisten

ehemaligen Kritiker für sich gewonnen. Dies führte dazu, dass sich der Entwicklungsgedanke nun in allen theologischen Disziplinen durchzusetzen begann. Eine besondere Rolle spielte dabei der in Halle lehrende Systematiker Max Reischle, der sich darum bemühte, den traditionellen philosophischen Entwicklungsbegriff, wie ihn Hegel vertreten hatte, mit dem empirisch belegten Evolutionsbegriff Darwins zu vereinbaren. Reischle faszinierte, dass die Theologie dabei in naturwissenschaftlichen Theorien, und vor allem denen Darwins, Analogien zu biblischen Aussagen fand. Er verwies auf Jesu Gleichnisreden vom Werden des Reiches Gottes und vom Aufgehen und Wachsen des Wortes Gottes als Samenkorn, aber auch auf das christliche, teleologische, also zielgerichtete, Zeit- und Weltverständnis überhaupt, wonach Gott seine Schöpfung im Laufe der Geschichte zu ihrem Ziel bringt, gleichzeitig die Anfangsschöpfung selber auf stets neue Entwicklungsstufen führt. Von daher riet Reischle der Theologie, den Darwinismus einfach einmal gewähren zu lassen. „Aber dieses auch im vollen Sinn! Rückhaltlos haben wir das Recht der Naturwissenschaft zum Einschlagen solcher Wege zuzugeben; als durchaus begreiflich müssen wir es anerkennen, dass die Naturwissenschaft jene Theorie, die sich als ein ganz außerordentlich fruchtbares heuristisches (also: arbeitshypothetisches) Konzept erwiesen hat, solange als irgend möglich festhält und weiterverfolgt.“⁷

Kein Punkt der Überlegungen Darwins beinhaltet zudem einen wirklichen Widerspruch gegenüber dem christlichen Glauben. Der Nachweis einer Gliederung der Natur in verschiedenen Stufenungen hebt den Eigenwert der jeweiligen Naturwesen hervor und lasse etwas von der Entfaltung des göttlichen Heilsplanes mit der Welt erahnen. Auch der Nachweis eines Wer-

dens und Vergehens in der Natur, jener von den Theologen meist abgelehnte „Kampf ums Dasein“, sei unter Umständen theologisch durchaus als Dienst und Opfer der einzelnen Lebewesen für andere zu interpretieren. Und schließlich beinhaltet Reischles „Gewährenlassen“ auch die Hypothese von der tierischen Abstammung des Menschen: Selbst wenn sich das bewahrheiten sollte, so steht doch außer Frage, dass mit dem Menschen eine göttliche Bestimmung verbunden ist, die unabhängig ist von der Abstammung des Menschen. Und schließlich vermag die Deszendenzlehre sogar ein Stück weit die Erbsündenlehre zu stützen, denn sie macht plausibel, warum im Menschen so starke triebhaftige, ja bestialische Kräfte zu wirken vermögen. So konnte Reischle sich durchaus mit dem naturwissenschaftlichen Entwicklungsbegriff anfreunden, in der Theologie natürlich mit einer teleologischen Ausrichtung verbunden, also einer von Gott angelegten planvollen und zielgerichteten Entwicklung.

Dank Reischles grundlegender Studien und Analysen war der Entwicklungsbegriff spätestens um die Jahrhundertwende innerhalb weiter Teile der Theologie fest verankert und bot keinen Anlass mehr zu antidarwinistischer Polemik. Sicherlich reagierten aber nicht alle Theologen so begeistert wie Friedrich Naumann in einem fast hymnischen Satz: „Gott ist in der Entwicklung drin und jeder (also auch Darwin), der uns Entwicklungsgeschichte lehrt, ist Gottes Türhüter.“⁸ Nur wenige Jahre später machten dann aber auch konservative Theologen an dieser Stelle stillschweigend ihren Frieden mit Darwin. Einer ihrer prominenten naturwissenschaftlichen Gewährsleute, der Biologe Eberhard Dennert, erinnerte sich später daran, dass die meisten einfach versuchten, den Entwicklungsbegriff durch Umschreibun-

gen wie „hervorgehen“, „umwandeln“ und „herausbilden“ zu umgehen, um ihren Kurswechsel nicht zu deutlich werden zu lassen. Dennert: „Ich habe mich, als ich dies las, gefragt: wie ist so etwas nur möglich? Das ist ja nichts als kleinliche Wortklauberei!“⁹

Darwin also im Frieden mit der Mehrheit der evangelischen Theologen? Im Grunde und mit Blick auf viele Differenzierungen und immer noch bestehende Einwendungen: Ja! Dabei ist natürlich auch zu beachten, dass Darwins Lehren in den Jahrzehnten nach seinem Tod durch intensive Forschungsanstrengungen ständig korrigiert, erweitert und vor allem durch die Ergebnisse der Zellforschung und die Arbeiten auf dem neuen Gebiet der Genetik immer besser bewiesen und erklärt werden konnten. Aber da war ja immer auch noch der mittlerweile ebenfalls in die Jahre gekommene Ernst Haeckel. Und hier komme ich zurück zur Legendenbildung, von der ich anfangs gesprochen habe.

Ein Buch spaltet die Nation

Im Jahre 1899 veröffentlichte Haeckel sein nicht naturwissenschaftliches, sondern sein, wie er selber meinte, philosophisches Lebenswerk, die „Welträtsel“. Es wurde der Bestseller schlechthin unter den Sachbüchern im Deutschen Kaiserreich. Haeckel hatte es auch nicht für die akademische Diskussion, sondern für das breite Massenpublikum geschrieben. Es war eine von Haeckel'schem Glaubenseifer durchdrungene Missionschrift. Und für viele seiner Anhänger galt der Satz: „Die Welträtsel sind mein Erbauungsbuch, das Buch ist meine Bibel geworden.“¹⁰ Die heute eher grotesk wirkende Begeisterung für den neuen „Propheten“ Haeckel führte schließlich dazu, ihn 1904 anlässlich des Internationalen Freidenkerkongresses in Rom feierlich zum „Gegen-

papst“ auszurufen, eine Ehrung, die Haeckel erfreut entgegennahm.

Was aber stand denn nun in den „Welträtselein“ so Begeisterndes und Prophetisches drin? Das Buch hat vier Teile. Im ersten Teil gibt Haeckel einen recht seriösen Überblick über die Keimes- und Stammesgeschichte des Menschen. Im zweiten Teil geht es um die Seele. Haeckel sieht sie an ein materielles Substrat gebunden, das Psychoplasma. Im dritten Teil stellt Haeckel die Universalsubstanz vor, aus der praktisch die ganze Welt besteht. Es handelt sich um raumfüllende Materie, die bewegende Kraft besitzt, also Energie. Und diese Substanz ist mit dem Gottesbegriff identisch. Eine übernatürliche Gottheit schließt Haeckel aus. Im vierten Teil, betitelt „Der Gott“, macht Haeckel dann seine vernichtende Generalabrechnung mit dem Christentum und entwickelt einen eigenen Religionsersatz, den Monismus. Das heißt, alles in der Welt ist aus dem einen Prinzip der Universalsubstanz her ableitbar. Und nach den Regeln der Evolution wird dieser Monismus das veraltete Christentum ablösen.

Dann legt Haeckel ausführlich dar, was das praktisch bedeutet: Die Übereignung der leeren Kirchen an die neuen monistischen Gemeinden, eine neue monistische Ethik. Das Ganze war mit ziemlich viel Polemik und Stammtischparolen angereichert. Gott wurde als „gasförmiges Wirbeltier“ bezeichnet, es gab Ausfälle gegen den Katholizismus und massive antisemitische Äußerungen. Jesus wurde als Sohn eines römischen Hauptmanns dargestellt, da seine vornehme Art ja nicht semitisch sein könne, sondern eindeutig der höheren arischen Rasse angehöre.

Haeckels Ausführungen sind ein trauriger Markstein auf dem Weg zum sogenannten Sozialdarwinismus, also zum Missbrauch der Ideen Darwins für nationalistisch-chauvinistische, antisemitische und rassis-

tische Weltanschauungen, die sich dabei als naturwissenschaftlich fundiert und also als „modern“ anpriesen. Es war, wie es der Soziologe Helmuth Plessner formuliert hat, der Beginn der Stunde der autoritären Biologie, die im weltweiten Rassismus des 20. Jahrhunderts und in den Gaskammern von Auschwitz ihren Höhepunkt fand. So gab es nicht nur fanatische Haeckelfans. Viele Gebildete reagierten entsetzt. Berühmt wurde der Aufschrei des Philosophen Friedrich Paulsen in den „Preußischen Jahrbüchern“: „Ich habe mit brennender Scham dieses Buch gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes. Dass ein solches Buch möglich ist, dass es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte bei dem Volk, das einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, das ist schmerzlich.“¹¹

Kirche und Theologie reagierten auf Haeckels „Welträtselein“ erstaunlich zurückhaltend. Der große Protestschrei blieb aus. Selbst erfahrene Apologeten wie Otto Zöckler vertrauten darauf, dass sich Haeckel mit einem solchen Buch auch innerhalb der Naturwissenschaften isolieren und dadurch an Glaubwürdigkeit verlieren würde. Aber genau diese Reaktion blieb aus. Natürlich fanden nur wenige Naturwissenschaftler Gefallen an Haeckels weltanschaulichen Höhenflügen, und man schüttelte intern über ihn den Kopf. Nach außen aber überwog der Respekt für das frühere wissenschaftliche Werk Haeckels, und das führte zu einer Art stillschweigender Solidarität mit ihm. Für viele Leser aus dem Arbeiterstand klangen Haeckels Ausführungen sicherlich genauso absurd, aber es machte einfach Spaß zuzusehen, wie ein arrivierter Hochschulprofessor mit einer gutbürgerlichen Kirche Schlitten fuhr, die den Kontakt mit der Arbeiterschicht längst verloren

hatte. Für Atheisten, Freidenker, Weltverbesserer, Konfessionslose, Antisemiten, von den Kirchen Enttäuschte, für sie alle war Haeckel der Held der Stunde. Haeckels Anhänger bliesen weiterhin zum Angriff gegen die Kirchen, balgten sich bei lokalen Veranstaltungen mit erregten Pfarrern und konstruierten schließlich lautstark jene Geschichtslegende, dass es dabei nicht um die wirre Weltanschauung Haeckels, sondern insgesamt um Darwins Lehre gegangen sei. Das aber ist eben nicht das Thema gewesen, und mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs und dem Tod Haeckels 1919 verlor das Thema sowieso

das öffentliche Interesse. Der von Haeckel eigens gegründete Monistenbund hatte nie mehr als 3000 bis 4000 Mitglieder gehabt, also eine gegenüber seiner immensen Propaganda geringe Zahl, und auch er verschwand mit dem Tode Haeckels von der Bildfläche. Aber der erzeugte Lärm genügte eben, dass jene angeblich so tiefe Kluft zwischen Glauben und Wissen, zwischen Biologie und Theologie als historische Tatsache ausgegeben wurde. „Und sollte einmal die Wahrheit über die Legende herauskommen, drucken wir doch die Legende.“ Und die kann dann sehr, sehr langlebig sein.

Anmerkungen

¹ Diesem Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, der am 4.12.2009 beim Studientag der Arbeitsstelle für Weltanschauungsfragen der Evang. Landeskirche in Württemberg gehalten wurde. Vgl. auch Tilman Matthias Schröder, *Naturwissenschaften und Protestantismus im Deutschen Kaiserreich. Die Versammlungen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte* und ihre Bedeutung für die Evangelische Theologie (Contubernium 67, Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte), Stuttgart 2008 (vgl. *MD* 12/2009, 473-476).

² Zitiert nach Heinrich Schmidt, Ernst Haeckel. Leben und Werke, Berlin 1926, 26.

³ Ebd., 111f.

⁴ Ebd., 134f.

⁵ Zitiert nach Johannes Hemleben, Ernst Haeckel, der Idealist des Materialismus, Reinbek 1964, 73. – Im persönlichen Umgang mit Vertretern von Kirche und Theologie wird Haeckel auch während der späteren und von beiden Seiten polemisch geführten Auseinandersetzung mit der kirchlichen Öffentlichkeit als stets freundlich und zuvorkommend geschildert. Er selbst trat erst 1910 aus der Kirche aus. Seine Tochter ließ er in Jena von Otto Baumgarten,

einem Kollegen aus der Theologischen Fakultät, trauen, „weil er sein Kind nicht ohne höhere Weihen ziehen lassen könne“ (Otto Baumgarten, *Meine Lebensgeschichte*, Tübingen 1929, 93).

⁶ Ernst Haeckel, Ueber die Entwicklungstheorie Darwin's, in: Amtlicher Bericht über die 38. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Stettin im September 1863, Stettin 1864, 17-30, hier 28.

⁷ Max Reischle, Christentum und Entwicklungsgedanke (Hefte zur „Christlichen Welt“ Nr. 31), Leipzig 1898, 21.

⁸ Friedrich Naumann, Briefe über Religion, Berlin-Schöneberg 1903, 20.

⁹ Eberhard Dennert, Hindurch zum Licht. Erinnerungen, Stuttgart 1937, 194.

¹⁰ Zitiert nach H. Schmidt, Ernst Haeckel, a.a.O., 430. – Solche Sätze verdichteten sich in einer zweibändigen Festschrift, die Haeckel zu seinem 80. Geburtstag 1914 überreicht wurde und die insgesamt 123 solcher Lobeshymnen unter dem Titel „Was wir Ernst Haeckel verdanken. Ein Buch der Verehrung und Dankbarkeit“ in sich vereinigte.

¹¹ Friedrich Paulsen, Ernst Haeckel als Philosoph, in: *Preußische Jahrbücher* 101 (1900), 29-72, hier 72.

Franz Winter, Wien

Starb Jesus in Japan?

Zur Tradition um ein japanisches „Jesus“-Grab

Das Schicksal aller bedeutenden Religionsgründer scheint zu sein, für die nachfolgenden Generationen zum Objekt aller erdenklichen Hypothesen und Interpretationen zu werden. Diese Beobachtung trifft auch auf Jesus zu, dessen Leben Gegenstand zahlreicher und vielfältiger Darstellungen wurde. Dabei kristallisierten sich zwei Bereiche heraus, die besonderes Interesse weckten. Zum einen bildeten sich Spekulationen um die biographische „Lücke im Leben Jesu“, da die neutestamentlichen Texte in ihrem Fokus auf die Schlussphase des Lebens die Zeit seiner Jugend und des Erwachsenwerdens ausparen und auch in Bezug auf seine frühe Kindheit nichts Wesentliches berichten. Es finden sich schon in der frühchristlichen Literatur einige Texte, die die neutestamentlichen Darstellungen ergänzen sollten (wie beispielsweise die „Kindheits-evangelien“ Jesu). Ein zweites Interessensfeld stellt der Kreuzestod dar, wobei die Frage nach einem möglichen Überleben thematisiert wurde. Hier bildeten sich schon in der Antike in gnostischen Kreisen diverse Spekulationen heraus, in denen unter anderem die Idee eines Stellvertreters am Kreuz eine Rolle spielte, die beispielsweise in das islamische Jesusbild einfluss.

Das Interesse einerseits an der Jugendzeit, andererseits an den Vorgängen rund um den Tod am Kreuz begegnen auch in der neuzeitlichen Diskussion um die Biogra-

phie Jesu, wobei insbesondere das 19. Jahrhundert einen idealen Nährboden für die Entstehung neuer Ansätze darstellte. Die massive Infragestellung der bislang allgemein akzeptierten Überlieferung in Bezug auf den Gründer des Christentums und nicht zuletzt der Impuls durch die Entdeckung der asiatischen Religionen provozierten neue Antworten auf die alten Fragen. Die bekannteste Ausprägung erfuhren diese Überlegungen in der so genannten „Jesus-in-Indien“-Tradition, die sich in vielfach geänderter Form in gut verkauften populärwissenschaftlichen Darstellungen bis in die jüngste Zeit immer noch großer Beliebtheit erfreut. Dabei steht der Gedanke einer Reise des jugendlichen Jesus nach Indien und seiner Ausbildung in allen möglichen religiösen Traditionen im Zentrum der Spekulationen.¹ Als zweiter bis heute wirksamer Zweig der Spekulation erwies sich schließlich die These vom Aufenthalt Jesu in Indien (bzw. Kaschmir) nach seiner Kreuzigung, die im Wesentlichen auf den Begründer der islamischen Ahmadiyya-Bewegung, (Mirza) Ghulam Ahmad (1839-1908), zurückgeht. Beide Traditionen wurden immer wieder miteinander verwoben.

Die Jesus-in-Japan-Tradition

Neben der Jesus-in-Indien-Tradition gibt es nun eine weithin unbekannte, jedoch um nichts weniger interessante Variation

dieser Thematik, die den Gründer des Christentums mit dem fernen Japan verbindet. Im Westen bekannt ist diese Neuauflage in erster Linie durch die Bemühungen eines kleinen Ortes im Norden der Hauptinsel Honshu, die Existenz eines „Jesus-Grabes“ für sich zu beanspruchen, das heute auch als willkommener möglicher Anziehungspunkt für Touristen beworben wird.² Es geht um den kleinen Ort Shingo, früher Herai genannt, der in der Nähe der Großstadt Aomori liegt. Dort wird eine Grabstätte Jesu samt zugehörigem Museum gezeigt,³ und der Ort selbst bezeichnet sich als „Heimatsdorf Jesu“.

Die Grundthese der Jesus-in-Japan-Tradition, die sich typologisch auf weite Strecken mit der Jesus-in-Indien-Tradition vergleichen lässt, kann folgendermaßen zusammengefasst werden: Jesus soll einen Gutteil seiner Jugendjahre in Japan verbracht haben und dort in religiösen Traditionen ausgebildet worden sein. Nach Japan sei er auch nach der Kreuzigung (bei der nicht er, sondern sein Bruder Isukiri gekreuzigt wurde) zurückgekehrt und im hohen Alter gestorben. Dort habe er eine Familie gegründet, deren Nachkommen noch in Shingo zu finden seien. Die älteste der drei Töchter Jesu (die er neben einem früh verstorbenen Sohn hatte) soll in die dort ansässige Sawaguchi-Familie eingeheiratet haben. Die Behauptungen sind seit den 1930er Jahren bekannt und stehen im Zusammenhang mit einer spezifischen Texttradition.

Propagierung einer überlegenen Kultur

Religionsgeschichtlich lassen sich die Angaben auf Spekulationen im Zusammenhang mit den sogenannten Takeuchi-Dokumenten zurückführen. Dabei handelt es sich um eine angeblich uralte Sammlung von Texten, die im Zentrum einer religiösen Bewegung namens Amatsukyo stehen.

Deren Begründung ist mit der Person des Takeuchi Kiyomaro (1874-1965) zu verbinden, der als der wichtigste Ideenlieferant dieser Vorstellungen zu gelten hat. Er war Priester des „Koso Kotai Jingu“-Schreins, der sich ursprünglich in der Nähe von Shinmei (in der Präfektur Toyama) befand und heute in Isohara (in der Präfektur Ibaraki) gelegen ist. Wichtigster Inhalt der von der Bewegung propagierten Lehre ist der Gedanke der absoluten Überlegenheit Japans über alle Nationen und der Anspruch, dass der japanische Tenno nicht nur der Herrscher über Japan, sondern über die ganze Welt sei. Die Bewegung erfuhr trotz ihrer Attraktivität für hohe Militärs und nationalistisch orientierte Adelige und ihrer Orientierung am Tenno in der restriktiven Zeit der 1920er und 1930er Jahre zum Teil massive Verfolgungen. Takeuchi Kiyomaro wurde mit anderen Mitgliedern 1936 wegen Majestätsbeleidigung eingesperrt. Die Gruppe organisierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg neu, wurde aber 1950 als ultranationalistische Bewegung aufgelöst. 1952 schließlich erfuhr sie als „Koso Kotai Jingu Amatsukyo“ eine Wiederauflage und wurde ins staatliche Register der Religionsgemeinschaften eingetragen. Die Bewegung organisiert sich in erster Linie im Kontext des schon genannten Schreins und propagiert die Inhalte der Takeuchi-Texte weiter. Die Nachfolge des 1965 verstorbenen Takeuchi Kiyomaro übernahm dessen Sohn.⁴ Die Originale der Takeuchi-Dokumente und auch die zentralen Verehrungsgegenstände sollen im Zuge der staatlichen Verfolgungen konfisziert und schließlich im Zweiten Weltkrieg verloren gegangen sein.

Die Texte stellen die ausführliche Legitimation des angesprochenen Anspruchs dar und können als die zentrale Referenzschrift der Gruppe angesehen werden. Es wird behauptet, dass die drei Texte zur al-

ten Geschichte Japans zwischen 1893 und 1894 in den Grabmälern der Takeuchi-Familie gefunden wurden.⁵ Aufbewahrt und überliefert wurden sie über Generationen innerhalb dieser Familie von Priestern, die sich mit der semimythischen Figur des Takeuchi no Sukune aus der japanischen Frühgeschichte verbindet.⁶ Die auch als „kami“ (jap. „Gott“) verehrte Gestalt gilt in der Tradition als Urenkel des Kaisers Kogen, der 8. Tenno in der traditionellen Listung der japanischen Herrscher. Im Zuge eines mehr als 200-jährigen Lebens soll er als Minister für einige japanische Herrscher gewirkt haben. Sein Enkel Takeuchi no Matori soll schließlich auch die „Übertragung“ der Takeuchi-Dokumente ins Japanische bewerkstelligt haben. Sie waren nämlich in einer mythischen Urschrift, der „Schrift der Götterzeit“, abgefasst. Dabei soll es sich um die Mutter aller Schriften handeln, die die Elemente aller Schriftsysteme dieser Welt in sich trägt und göttlichen Ursprungs ist.⁷ Im Zentrum der Texte steht eine ausführliche Darstellung der japanischen Imperiallinie, die viel weiter zurückreicht als die traditionelle Überlieferung. Dabei steht der schon erwähnte Gedanke einer globalen Hegemonie der japanischen Kultur im Vordergrund. Die ursprüngliche japanische Vorherrschaft über alle Völker und Menschen der mythischen Urzeit wurde durch eine Reihe von Naturkatastrophen aufgehoben, weil der geschwächte japanische Staat seine Stellung nicht mehr halten konnte. Dies ändert jedoch nichts am noch immer bestehenden Anspruch, den es nun zu restituieren gilt. Grundsätzlich ist dieser Gedanke ein Reflex auf die geänderte Situation, in der sich Japan seit seiner Öffnung im 19. Jahrhundert befand. Dies betraf insbesondere auch die Frage nach der Legitimation des Herrscherhauses und die traditionelle mythische Überlieferung, die sich im Endeffekt

auf Japan allein beschränkte. So bezieht sich die Darstellung der Schöpfung in den traditionellen mythischen Texten allein auf die japanische Inselwelt, ohne die übrige Welt mit einzubeziehen, die nun in einem immer größeren Ausmaß ins Blickfeld rückte. Die offizielle genealogische Überlieferung reicht zudem gerade 2600 Jahre zurück, was angesichts der Fülle an anderen und älteren mythologischen und historischen Überlieferungen weltweit natürlich die Frage nach deren Genuinität und Legitimität stellte.

Gerade hier bieten nun die Takeuchi-Dokumente eine willkommene Erweiterung, die den Anspruch der japanischen Tradition auf eine neue Basis stellte. Die Schöpfungsgeschichte wird „globalisiert“ und der japanische Herrscher mit dem Anspruch ausgestattet, für die ganze Welt zuständig zu sein. Ihr mythischer Charakter und die versprochene Erklärung vieler weltgeschichtlicher Zusammenhänge machen die Texte zuweilen auch für westliche Personen interessant, wenn auch eine wirkliche Bekanntheit – etwa in der Esoterik-Szene – nicht gegeben ist.

Auf jeden Fall wurden die Texte zu einem wichtigen Anknüpfungspunkt für viele Versuche, die Überlegenheit Japans innerhalb der Kulturen dieser Welt herauszustreichen. Die Amatsukyo selbst konnte zwar nie viele Mitglieder anziehen, jedoch fanden sich Interessenten für ihre Texte, die diese als historische Dokumente studieren wollten. Darunter waren nicht nur Nationalisten und Traditionalisten, die den japanozentrischen Anspruch dankbar aufnahmen, sondern auch eine Reihe von anderen Persönlichkeiten und Intellektuellen. Auch fanden spezifische Traditionen in verschiedenen japanischen Neureligionen (wie beispielsweise in der Mahikari) Verwendung. Anknüpfend an die Takeuchi-Tradition wurde die Frage der Entstehung der verschiedenen Religio-

nen dieser Welt mit Japan verbunden, was in dieser Form in den Takeuchi-Dokumenten selbst noch nicht geschieht. Diese sind in erster Linie mit der japanischen Mythologie beschäftigt und beziehen nur den Buddha in eine direkte Abstammung von der Sonnengöttin ein, ohne auf nähere Details einzugehen.⁸

Der Impuls dieses universalisierenden Ansatzes wurde jedoch aufgenommen und zwar am wirkungsvollsten in der Veröffentlichung „Hikari wa toho yori“ (Licht aus dem Osten) der als „Archäologin“ firmierenden Autorin Yamane Kikuko. Das Buch erschien erstmals 1937 und wurde danach insbesondere auf Betreiben ihres Sohnes immer wieder aufgelegt. Es steht im Zusammenhang mit den Bemühungen einer Gruppe namens „Taiko Kenkyukai“ (Gesellschaft zur Erforschung der archaischen Zeit), die sich um eine Aufarbeitung der prähistorischen und mythischen Vorgeschichte Japans unter nationalistischen Vorzeichen bemühte. In dieser als „ultralalte Geschichte“ Japans bezeichneten Tradition ging es unter anderem um eine Auseinandersetzung mit den nichtjapanischen Religionen, die gleichsam heimgeholt wurden. In diesem Zusammenhang ist neben Yamane Kikuko auch auf den sich als Christ verstehenden Sakai Katsutoki als weiteren wichtigen Propagator zu verweisen. Letzterer wurde bekannt, weil er eine vorgeschichtliche Beziehung zwischen Japanern und Juden behauptete⁹ und Beweise für das hohe Alter der japanischen Kultur in archäologischen Artefakten suchte. Dabei spielten vor allem Pyramiden eine große Rolle, die älter als die ägyptischen sein sollen und die er in ganz Japan nachweisen wollte. Sein Werk wurde im Übrigen in jüngerer Zeit wieder thematisiert, weil der Gründer der „Aum Shinrikyo“, Asahara Shoko, in bestimmten Punkten auf ihn und seine Bemerkungen zum nahen Einbruch des Harmagedon

Bezug nahm und daraus wichtige Impulse empfing.

Eine Jesus-Biographie

Im Zusammenhang mit der Jesus-in-Japan-Tradition ist nun auf das erwähnte Werk „Hikari wa toho yori“ von Yamane Kikuko einzugehen. Das Buch bietet eine ausführliche Auseinandersetzung mit wichtigen Religionsgründern der Welt und deren Beziehung zu Japan. Neben Moses spielt Jesus eine besonders wichtige Rolle, den die Autorin zusätzlich noch in der Monographie „Kirisuto wa Nihon ni shinde iru“ (Jesus starb in Japan) aus dem Jahr 1958 behandelt. Dieses Buch wird als „originelle Studie“ im Kontext einer als „kosmische Archäologie“ beschriebenen Disziplin bezeichnet.

Die von Yamane Kikuko gebotene Biographie Jesu hat folgenden Inhalt:¹⁰ Jesus wurde 37 v. Chr. geboren und machte in seiner Jugendzeit ausgedehnte Reisen, die ihn über Indien und China bis nach Japan führten, wo er im Alter von 18 Jahren an der Westküste eintraf. Unter der Anleitung eines Oberpriesters studierte er fünf Jahre lang Shinto-Praktiken, Geheimlehren und Magie. Neben den Shinto-Priestern spielten im Rahmen dieser Ausbildung auch Bergasketen eine große Rolle. Insgesamt meisterte er 20 der 50 sogenannten „göttlichen Wunderkräfte“ und erhielt schließlich von Kaiser Suinin das „Siegel des Königtums über das Jüdische Volk“. Im Alter von 23 Jahren kehrte Jesus nach Palästina zurück und erfuhr tiefe Ablehnung, weil seine Lehre dort nicht verstanden wurde. Die Römer wurden von seinem beharrlichen Auftreten jedoch so sehr provoziert, dass sie ihn kreuzigen wollten. Doch nicht Jesus selbst, sondern sein Bruder Isukiri starb am Kreuz, weil er sich freiwillig opferte. Mit 36 Jahren begann Jesus wieder eine ausgedehnte Reise, die

vier Jahre dauerte und ihn diesmal nach Nordeuropa, Afrika, Zentralasien, China, Sibirien, Alaska, (Nord- und Süd-)Amerika führte, bis er schließlich wieder in Japan landete, in Begleitung all derjenigen, die er auf der Reise für sich gewinnen konnte. Er ließ sich in Herai nieder und verstarb dort im hohen Alter von 118 Jahren.

Als wichtiger Beweis dafür gilt ein Testament Jesu, das viele Elemente der oben genannten Erzählung bestätigen soll.¹¹ Weitere Beweise werden in sprachlichen Parallelen gesehen. So soll laut Yamane der Name der Stadt Herai mit „Heburai“ (Hebräer) in Verbindung gebracht werden. Dazu kommt, dass im lokalen Dialekt die Worte für „Mann“ und „Frau“ („adda“ und „abba“) mit den Worten „Adam“ und „Eva“ verwandt sind. Auf genau diese Traditionen nimmt nun das Jesus-Grab in Herai mit großer Ausführlichkeit Bezug. Das angeschlossene Museum führt eine Beweiskette, die die angesprochenen Themen präsentiert. Dabei spielen auch die erwähnten Pyramiden und die Texte mit hebräischen Wortzeichen eine Rolle. Sie speist sich somit aus einer Tradition, die ihre Wurzeln in einer Rekonstruktion einer mythischen Vorgeschichte Japans hat, die als weitreichender interpretiert wird, als die reale Geschichte es zulässt.

Die vorgestellte Variante selbst lässt sich in vielen Punkten mit der Jesus-in-Indien-

Tradition vergleichen. Beide stellen Versuche dar, eine Anbindung Jesu, der zentralen Gestalt der westlichen religiösen Tradition, an einen völlig anderen Kulturbereich zu behaupten. Den Hintergrund bilden spezifische Deutungsmuster der Weltgeschichte, in deren Rahmen auch die Geschichte des Christentums ihren Platz hat.

Interessant sind auch die Reflexe dieser Spekulationen in der modernen Populärkultur. So findet sich in der populären Mangaserie „The Kinda’ichi Case Files“, in der die Abenteuer des Detektivs Kinda’ichi Hajime beschrieben werden, eine Episode, in der es um ein Dorf geht, in dem es eine Reihe von Bezügen auf eine alte Verbindung mit dem Judentum gibt. Die Stadt Rokkakumura („sechseckiges Dorf“), in der die Morde geschehen, ist beispielsweise in Form eines Davidsterns angelegt, und auch in weiterer Folge begegnen immer wieder Verweise auf das zentrale jüdische Symbol, was wiederum mit einer mehr oder weniger „jüdischen“ Vorgeschichte der Stadt begründet wird. Dabei wird auch direkt auf die Tradition um die Stadt Shingo Bezug genommen. Damit haben diese Überlegungen auch Eingang in die japanische Populärkultur gefunden, die sich immer schon als sehr rezeptiv gegenüber spekulativen Religionserklärungen zeigte.

Anmerkungen

¹ Im deutschen Sprachraum wurde insbesondere Anfang der 1980er Jahre in diese Richtung publiziert. Vgl. dazu die Angaben in meinem Artikel „Das Neue Testament, der Buddhismus und der ‚arische Mythos‘“, in *MD* 8/2008, bes. 313f; dort auch weiterführende Literatur.

² Vgl. z. B. Hans H. Krüger, Liegt Jesus in Herai begraben?, in: *Wiener Zeitung* vom 18.11.2005 (www.wienerzeitung.at), oder Duncan Bartlett, The Japanese Jesus trail, BBC-News vom 9.9.2006 (<http://news.bbc.co.uk>).

³ Eine Beschreibung mit viel Bildmaterial findet sich auf www.zetetique.org/herai_en.html.

⁴ Vgl. die Angaben in der Encyclopedia of Shinto, Artikel „Koso Kotai Jingu Amatsukyo“ (<http://eos.kokugakuin.ac.jp/modules/xwords/entry.php?entryID=615>). Dort findet sich auch ein Photo des Eingangsbereichs des Schreins. Dieser ist jedoch für Besucher nicht geöffnet, wie überhaupt der Zugang zu Vertretern der Amatsukyo schwierig zu sein scheint (persönliche Mitteilung von Peter Knecht, Nagoya).

⁵ Vgl. Peter Knecht, *The Crux of the Cross. Mahikari's Core Symbol*, in: *Japanese Journal of Religious Studies* 22 (1995), 321-341, 336.

⁶ Vgl. David G. Goodman / Miyazawa Masanori, *Jews in the Japanese Mind. The History and Uses of a Cultural Stereotype*, Lanham 2000, 157, Anm. 1.

⁷ Diese Theorie selbst ist im Wesentlichen im 18. Jahrhundert entstanden und bis ins 20. Jahrhundert hinein diskutiert worden. Dabei ging es in erster Linie darum, für Japan ein Schriftsystem bereits vor dem chinesischen zu behaupten; vgl. Christopher Seeley, *A History of Writing in Japan*, Leiden 1991, 3f.

⁸ Peter Knecht, *The Crux of the Cross*, a.a.O., 337.

⁹ Vgl. David G. Goodman / Miyazawa Masanori, *Jews in the Japanese Mind*, a.a.O., 81-86; David G. Goodman, *Anti-Semitism in Japan. Its History and Current Implications*, in: Frank Dikötter (Hg.), *The Construction of Racial Identities in China and Japan*, London 1997, 177-198.

¹⁰ Zusammenfassung nach Andris K. Tebecis, Mahikari, *Thank God for the Anners at Last*, Tokio 1982, 358f; vgl. auch Catherine Cornille, *Jesus in Japan. Christian Syncretism in Mahikari*, in: Peter B. Clarke / Jeffrey Somers (Hg.), *Japanese New Religions in the West*, Sandgate 1994, 89-103, 95f.

¹¹ Vgl. die Angaben darüber bei Andris K. Tebecis, *Mahikari*, a.a.O., 359.

DOKUMENTATION

Die Januarausgabe dieser Zeitschrift widmete sich mit zwei Beiträgen dem Schwerpunktthema „Neuapostolische Kirche – Kommentare und Einschätzungen“. Der Leiter der EZW, Reinhard Hempelmann, fragte in seinem Aufsatz nach der Ökumenefähigkeit (MD 1/2010, 5-10). Der Historiker Christian Ruch formulierte „kritische Anmerkungen zur Geschichtsaufarbeitung in der Neuapostolischen Kirche“ (11-17). Die Neuapostolische Kirche International übermittelte der EZW Anfang Februar zu beiden Beiträgen eine kommentierende Stellungnahme, die wir im Folgenden dokumentieren.

Stellungnahme der Neuapostolischen Kirche zu Materialdienst-Beiträgen

Der Materialdienst 1/2010 der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen in Berlin widmet sich ausführlich der Neuapostolischen Kirche. Unter dem Titel „Schwerpunkt: Neuapostolische Kirche – Kommentare und Einschätzungen“ schreiben zwei Autoren zu unterschiedlichen Themen. Die Neuapostolische Kirche möchte einige Aspekte kommentieren. Es geht dabei nur um sachliche Schärfung bzw. Ergänzung zum besseren Verständnis, nicht um eine detaillierte inhaltliche Auseinandersetzung mit den Positionen der Autoren.

Thema 1: „Wie ökumenefähig ist die Neuapostolische Kirche?“

Dr. Reinhard Hempelmann, Leiter der EZW, schreibt in seinem Beitrag als evangelischer Christ. Wie er in der Rubrik „Wo ist Kirche?“ selbst betont, liegen Unterschiede in der Beantwortung dieser Frage zwischen Ämter-orientierten und reformatorischen Kirchen vor: „Zwischen protestantischen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche ist die Ämterfrage ein zentrales Thema ökumenischer Diskussion und ein wesentliches Hindernis auf

dem Weg zu einer vollen Kirchengemeinschaft“ (6).

Dieser Satz gilt auch im Hinblick auf die Beziehung zwischen den protestantischen Kirchen und der Neuapostolischen Kirche. Da das neuapostolische Verständnis vom Apostelamt von anderen Christen zum Teil kritisch gesehen wird, will die Neuapostolische Kirche an dieser Stelle ihre Position noch einmal deutlich machen: Die Apostel erbauen nach Aussage des Epheserbriefes durch ihren Dienst die Kirche Christi. Sie arbeiten daran, dass sich der Leib Christi entwickeln kann. Das Ziel dieser Tätigkeit ist, dass alle Gläubigen zur Einheit in Jesus Christus geführt werden. Allein daraus – wie auch aus dem Sendungsauftrag in Matthäus 28,18-20 – wird deutlich, dass das Apostelamt zeitlich nicht begrenzt ist, sondern bis zur Wiederkunft des Herrn wirken soll.

Im Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel (381 n. Chr.) wird die Kirche Christi als „eine, heilige, allgemeine und apostolische“ bezeichnet. Unter Apostolizität verstand man, dass die Verkündigung des Evangeliums auf die ersten Apostel zurückgehen muss und dass das kirchliche Amt seinen Ausgangspunkt im urchristlichen Apostelamt hat. Während die apostolische Verkündigung des Evangeliums Maßstab der gegenwärtigen Verkündigung sein soll, wird die Person des Apostels damals und bis auf den heutigen Tag von den meisten Christen rein historisch verstanden. Diese rein historische Sicht auf das Apostelamt ist nach neuapostolischer Auffassung zu eng. Nach neuapostolischem Verständnis hat Apostolizität zwei Aspekte: die Verpflichtung kirchlicher Lehre auf die apostolische Verkündigung des Evangeliums, wie sie im Neuen Testament bezeugt ist, und zugleich die personale Vergegenwärtigung des Apostelamtes im lebenden Apostel. In der Berufung der ersten Apostel der

Neuzeit in England, die zwischen 1832 und 1835 geschah, sehen neuapostolische Christen einen wesentlichen Einschnitt innerhalb der Kirchengeschichte. Das verstehen sie als göttliche Tat für alle Christen. Von diesem Zeitpunkt an ist das Apostelamt wieder als Angebot und Anfrage an alle Christen gegenwärtig. Drei Dienste des Apostolats zu allen Zeiten lassen sich aus den neutestamentlichen Zeugnissen ableiten:

- Verkündigung des Evangeliums, Jesus als den gekommenen und wiederkommenden Christus deutlich zu machen;
- Sakramentsverwaltung und Sündenvergebung;
- Verantwortung für die Gemeinde.

Die Apostel haben gegenwärtig darüber hinaus die Aufgabe, die Brautgemeinde zu sammeln und auf den Tag der Wiederkunft Christi vorzubereiten.

Thema 2: „Kritische Anmerkungen zur Geschichtsaufarbeitung in der Neuapostolischen Kirche“

Die Ausarbeitung von Dr. Christian Ruch, Historiker und Mitglied der katholischen Arbeitsgruppe „Neue religiöse Bewegungen“ in der Schweiz, behandelt vor allem den Informationsabend Zürich vom 4. Dezember 2007, der das Thema Geschichte, hier die Jahre zwischen 1938 bis 1955, zum Mittelpunkt hatte. Dr. Ruch zieht in diesem Artikel folgendes Resümee: „Wenn die NAK im ökumenischen Dialog jedoch eine ernst zu nehmende Gesprächspartnerin sein möchte, wird sie um eine ebenso transparente wie wissenschaftlich saubere Aufarbeitung ihrer Geschichte nicht herumkommen“ (16). Hierzu einige Anmerkungen: Stammapostel Leber hat in der Zeitschrift „Unsere Familie“ Nr. 10/2008 vom 20. Mai 2008, 34f, ausdrücklich externe Historiker zur Mitarbeit an der Erforschung der neuapos-

INFORMATIONEN

ISLAM

tolischen Geschichte eingeladen. Er schreibt unter anderem: „Wir bieten ausgewiesenen Historikern an, die uns zur Verfügung stehenden Quellen für eigene Auswertungen zugänglich zu machen.“ Gleichzeitig wurden (am 19. Mai 2008) unter dem Titel „Quellenzugang für Historiker möglich“ entsprechende Hinweise auf der kircheneigenen Internetseite publiziert. Bis heute hat kein Historiker von diesem Angebot Gebrauch gemacht. Daraus wird deutlich, dass die NAK durchaus um eine transparente Aufarbeitung ihrer Geschichte bemüht ist. Wissenschaft lebt von der Diskussion. Auf der Grundlage der Erfahrung, dass bisher kein Historiker von dem oben genannten Angebot Gebrauch gemacht hat, erwägt die Kirche ihrerseits, externe Historiker zu beauftragen, gemeinsam mit der AG „Geschichte der Neuapostolischen Kirche“ das am Informationsabend vorgestellte Thema weiter zu bearbeiten.

Dr. Ruch erhebt den Vorwurf, die AG „Geschichte der NAK“ sei eine „Black Box“, ihre Besetzung also nicht transparent. Dazu ist zu sagen: Die Besetzung kirchlicher Gremien wurde bisher meistens nicht offiziell bekannt gemacht. Aber dahinter steht keine Geheimniskrämerei. Die Kirchenleitung gibt jederzeit auf Befragen die Namen der Mitglieder bekannt.

Zürich, 4. Februar 2010

Rücktritt eines Imams in Frankfurt. Die Hazrat-Fatima-Moscheegemeinde (Frankfurt-Hausen) kam nach Sendungen des hessischen Fernsehmagazins „defacto“ am 17.1. und am 7.2.2010 wochenlang nicht zur Ruhe. Der türkisch-schiitische Geistliche Sabahattin Türkyilmaz, der der Gemeinde als Imam vorstand, war wegen israelfeindlicher Äußerungen in die Kritik geraten. Filmaufnahmen zeigten ihn auf Demonstrationen, wo er unter anderem „Tod, Tod Israel“ skandierte oder auf Arabisch ins Megafon rief: „Wir gehören zur Gemeinschaft der Hisbollah.“ In einer im Internet veröffentlichten Freitagspredigt vom September 2009 warb der Imam für den Al-Quds-Tag, den vom iranischen Revolutionsführer Khomeini eingeführten Propagandatag gegen Israel.

Zunächst distanzierte sich der Generalsekretär der Gemeinde, Ünal Kaymakçi, nicht eindeutig und stellte sich hinter den Imam, von dem es hieß, er habe nichts über die Hintergründe der Demonstration gewusst. Die durch die Sendungen des Magazins ausgelöste Diskussion zog weite Kreise auch in der Öffentlichkeit, da es zum einen in der Vergangenheit eine lang andauernde Kontroverse um den repräsentativen Moscheeneubau in dieser Gemeinde gegeben hatte, in der sich viele an die Seite der Muslime gestellt hatten (die Grundsteinlegung war im Sommer 2009 von großem öffentlichem Interesse begleitet worden). Zum anderen ist Ünal Kaymakçi nicht nur stellvertretender Vorsitzender der Islamischen Religionsgemeinschaft Hessen (IRH) und sitzt in dieser Funktion am Runden Tisch der hessischen Landesregierung zur Einführung eines islamischen Religionsunterrichts, er ist

unter anderem ebenso stellvertretender Vorsitzender des Rates der Religionen Frankfurt. So kam es zu teilweise sehr deutlichen Reaktionen und Forderungen nach einer eindeutigen und aktiv kritischen Haltung zum Antisemitismus von verschiedenen Seiten aus Politik, Stadtgesellschaft und Religionsgemeinschaften.

Diese Einbindung hat Früchte getragen. Aufgrund des wachsenden Drucks trat Sabahattin Türkyilmaz von allen Ämtern zurück, womit er „möglichen Schaden für die Hazrat-Fatima-Gemeinde sowie den Baufortschritt für die im Stadtteil Hausen geplante Moschee“ abwenden wollte. Unter Berufung auf die Meinungsfreiheit verteidigte er gleichwohl sein Verhalten. Der Imam sah sich weiterhin als Opfer einer „hasserfüllten Schmutzkampagne“, die sich „nahtlos in den Rahmen des neuen Feindbildes Islam und Muslime in Deutschland und Europa“ reihe, „die Züge einer Meinungsunterdrückung“ trage und mit einem demokratischen System nicht vereinbar sei. Der Antisemitismusvorwurf sei eine Falle der Zionisten, er hingegen sei seiner religiösen Pflicht nachgekommen, jeden Juden gegen die Feindseligkeit von Antisemiten zu schützen. Dahinter steht die ideologisch aufgeladene Unterscheidung von Antisemitismus und Antizionismus, die immer wieder dazu führt, dass die Grenze zwischen berechtigter Kritik an der Politik des Staates Israel und antisemitischen Äußerungen verschwimmt. Zugleich betonte Türkyilmaz, die Gemeinde habe ihm ihr „vollstes Vertrauen“ ausgesprochen.

Wie diese Aussage mit der Entlassung des Imams zusammengehen sollte und weitere inhaltliche Punkte wollte Generalsekretär Kaymakçı in einer Stellungnahme klären: „Wir werden eine ganz klare Position vermitteln.“ Dies geschah am 23.2.2010 und sorgte für allgemeine Erleichterung, da die Gemeinde sich (mehr-

heitlich) vom Al-Quds-Tag und den damit verbundenen Inhalten distanzierte, das Existenzrecht Israels bekräftigte und sich zum Grundgesetz und zur demokratischen Rechtsordnung bekannte. Wie Muslime die Sensibilitäten der Mehrheitsgesellschaft „anerkennen und verinnerlichen“ müssten, so müssten allerdings auch umgekehrt die Sensibilität und die Empörung vieler Muslime gegenüber Israel angemessen wahrgenommen werden. Begleitet wurde die Diskussion unter anderem von teilweise schrillen Invektiven des schiitisch-islamistischen Webportals „Muslim-Markt“, das seit nunmehr elf Jahren existiert und für seine antizionistischen und antiisraelischen Äußerungen bekannt ist. Sabahattin Türkyilmaz wird demnächst auf Einladung der Betreiber auf der Islamischen Tagung Deutschsprachiger Muslime im Islamischen Zentrum in Hamburg den Eröffnungsvortrag halten und wurde dazu geradezu euphorisch angekündigt.

Es sind – auch wenn dies nur das mittelbare Umfeld darstellt – solche Verbindungen, die darauf hinweisen, dass der Frankfurter Schritt in die richtige Richtung noch nicht alle Fragen geklärt hat. Denn sie entstehen nicht von heute auf morgen und werden in der Regel auch nicht durch eine verbale Äußerung sofort aufgekündigt. Von daher wird auch bei der einen oder anderen Formulierung der Stellungnahme noch einmal nachzufragen sein. Etwa bei den Äußerungen zum Vertrauensverhältnis zwischen Imam und Gemeinde, die so verstanden werden wollen, als habe man von den politischen Aktivitäten und Einstellungen des Imams nichts gewusst. Dabei geht es aber nicht primär um Formulierungen der Stellungnahme, sondern vielmehr um die gesellschaftliche Tragfähigkeit ihrer durch den Druck der Öffentlichkeit bewirkten Intention. Deren Bewährung steht aus.

Öffentliche Erklärung von S. Türkyilmaz:
<http://freitagskanzel.files.wordpress.com/2010/02/offentliche-erklarung.pdf>

Einladung zur Hamburger Tagung:
www.islamischer-weg.de/Tagung/pdf/Ankuendung2.pdf

Zum Muslim-Markt:
www.ufuq.de/newsblog/518-muslim-markt-feiert-chameneis-rede

Friedmann Eißler

MORMONEN

180 Jahre Mormonismus. (Letzter Bericht: 5/2009, 185f) Vor genau 180 Jahren, am 6. April 1830, wurde nach der Überzeugung des 24-jährigen Joseph Smith in Fayette (USA) die ursprüngliche Kirche Jesu Christi wiederhergestellt. Vier Wochen zuvor war das von ihm verfasste Buch „Mormon“ in einer Auflage von 3000 Exemplaren erstmals erschienen. In einem abenteuerlichen, sich über zehn Jahre erstreckenden Offenbarungs- und Übersetzungsprozess will Smith neue Offenbarungen von Gottes Heilsplan mit den Menschen erhalten haben, die er im Buch Mormon niederschrieb. Darin wird das Wirken Jesu Christi bei den Menschen auf dem amerikanischen Kontinent geschildert, wo er kurz nach seiner Auferstehung tätig gewesen sein soll.

Die junge Glaubensgemeinschaft versteht sich als Neugründung der christlichen Urgemeinde. Die Kirchen haben ihrer Überzeugung nach das Evangelium verfälscht, insbesondere durch die Vernachlässigung des Priestertums. Jesus Christus habe die Kirche gegründet, indem er Apostel berief und sie ordinierte. Zur Errichtung seiner Kirche habe er ihnen die Priestertumsvollmacht übertragen, nämlich in seinem Namen zu lehren und zu taufen. Nach dem Tod der Apostel sei die Priestertumsvoll-

macht, zu der nach mormonischer Überzeugung die Schlüsselkompetenz gehört, die Kirche zu führen und aktuelle Offenbarungen für sie zu empfangen, von der Erde genommen worden. Mangels Priestertumsvollmacht hätten sich Irrtümer in die christliche Lehre eingeschlichen. Einige inspirierte Menschen wie Martin Luther oder Johannes Calvin hätten zwar richtig erkannt, dass gewisse Bräuche und Lehren verändert worden oder verloren gegangen seien. Ohne die Priestertumsvollmacht habe es jedoch auch ihnen nicht gelingen können, das Evangelium Jesu Christi umzusetzen und zu verwirklichen. Dazu seien eine Wiederherstellung der Urgemeinde und die Reaktivierung des Priestertums nötig gewesen. Am 15. Mai 1829 hatte Joseph Smith eine Erscheinung, in der Johannes der Täufer ihn ordiniert haben soll, indem er ihm das Priestertum übertrug. Durch diese und spätere heilige Handlungen sei Joseph Smith als Prophet und Ältester eingesetzt und die Kirche Jesu Christi wiederhergestellt worden.

Die „Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage“ stattete sich mit denselben Ämtern wie die Urkirche aus und wurde streng hierarchisch strukturiert. Sie wird von einem Propheten und Offenbarer geführt, der „auf Weisung des Herrn“ handelt. Der Prophet ist zugleich der Präsident der Kirche. Seit 2008 amtiert als 16. Präsident Thomas S. Monson (Jahrgang 1927). Er wird von zwei Ratgebern und zwölf Aposteln unterstützt. 2008 wurde erstmals ein Deutscher, der in Sachsen aufgewachsene Dieter F. Uchtdorf (Jahrgang 1940), als Ratgeber berufen und gehört damit der „Ersten Präsidentschaft“, dem höchsten Führungsgremium der Kirche, mit Sitz in Salt Lake City an (vgl. MD 3/2008, 112).

Trotz der strengen Hierarchie gab es häufig Konflikte um die neuen Offenbarungen

der jeweiligen Präsidenten. Das hat dazu geführt, dass sich im Laufe der Zeit immer wieder Gruppen von der ursprünglichen Bewegung abgespalten haben. Heute zählen etwa 70 Gemeinschaften zur Familie des Mormonismus. Die zweitgrößte Konfession innerhalb dieser Familie ist die „Gemeinschaft Christi“ (früher: „Reorganisierte Kirche Jesu Christi“), die – anders als die Utah-Mormonen – keine geheimen Tempelrituale durchführt, ein klassisch-trinitarisches Gottesbild vertritt, auch Frauen ordiniert und in der Ökumene mitarbeitet. In einem internationalen Gottesdienst in Berlin bot sich die Gelegenheit, die Botschaft von führenden Repräsentanten der Utah-Mormonen an die deutschsprachigen Mitglieder mitzuverfolgen. Die zweistündige Veranstaltung am 21. Februar 2010 wurde in neun Sprachen übersetzt und per Satellit in 91 mormonische Gemeindehäuser in Deutschland, Österreich und der Schweiz übertragen. Als Redner traten Erich Kopischke, der Präsident der Kirche in Europa, sowie sein aus Portugal stammender Ratgeber auf. Hauptredner war Apostel Dieter F. Uchtdorf, einer der beiden Ratgeber des Präsidenten der Kirche. Seine Frau überbrachte zuvor ein freundliches und persönlich gehaltenes Grußwort. Alle Redner bezeugten eindringlich, dass Präsident Thomas S. Monson wirklich der Prophet Gottes für die heutige Zeit sei. Übereinstimmend betonten sie die Notwendigkeit der Mission. Die Kirchenmitglieder sollten Menschen in ihrem Umfeld auf ihren Glauben hin ansprechen. Besonders wichtig sei die persönliche Ausstrahlung. Mit leuchtenden Augen solle man seinen Glauben leben und Zeugnis davon ablegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg habe es intensive Auswanderungsbewegungen deutscher Kirchenmitglieder nach Utah gegeben, was die mitgliederstarken Gemeinden in Deutschland sehr geschwächt

hätte. Nach Einschätzung der Kirchenleitung stehe Deutschland aber heute an der „Dämmerung eines neuen Tages“, was sich in einem zahlenmäßigen Wachstum niederschlagen werde. Es wurde versucht, die Konferenzbesucher für die Vision einer wachsenden Kirche zu gewinnen. Apostel Uchtdorf habe mit einer kleinen Gruppe im Morgengrauen Deutschland mit einem feierlichen Gebet erneut für die Verkündigung der Botschaft Jesu geweiht. Dennoch teilte Uchtdorf mit, dass die Zahl der Missionare aus Amerika zurückgehen werde. Stattdessen solle jedes Gemeindemitglied aktiv missionieren, die wenigen Missionare sollen künftig mehr Lehraufgaben übernehmen.

Uchtdorf forderte seine Zuhörer zum Schluss konkret zu drei Dingen auf: täglich in den heiligen Schriften zu lesen, täglich zu beten und stets einen gültigen Tempelschein zu besitzen. Der Tempelschein muss von jedem erwachsenen Kirchenmitglied bei seinem „Pfahlpräsidenten“ alle zwei Jahre erneuert werden. Man erhält ihn, wenn in dem Tempelinterview die folgenden sieben Fragen positiv beantwortet wurden: „1. Haben Sie festen Glauben an Gott? Haben Sie ein Zeugnis vom wiederhergestellten Evangelium? 2. Erkennen Sie den Präsidenten der Kirche Jesu Christi als Propheten, Seher und Offenbarer an? Erkennen Sie ihn als den einzigen Menschen auf der Erde an, der alle Schlüssel des Priestertums innehat und ermächtigt ist, sie auszuüben? 3. Leben Sie das Gesetz der Keuschheit? 4. Zahlen Sie den vollen Zehnten? 5. Befolgen Sie das Wort der Weisheit? 6. Sind Sie im Umgang mit Ihren Mitmenschen ehrlich? 7. Sind sie bestrebt, die Bündnisse, die Sie eingegangen sind, zu halten, an ihrer Abendmahlsversammlung und ihrer Priestertumsversammlung teilzunehmen und im Einklang mit den Gesetzen und Geboten des Evangeliums zu leben?“ (Grund-

begriffe des Evangeliums, Salt Lake City 2009, 251)

Die Veranstaltung war deutlich der internen Mission gewidmet. Während modernste Übertragungstechnik zum Einsatz kam, war das Programm konservativ und nüchtern gestaltet. Zeitgenössische Elemente fehlten gänzlich. Bis auf drei Chorlieder, drei gemeinsam gesungene Lieder und zwei frei formulierte Gebete war die Veranstaltung von Vorträgen bestimmt. Deutlich standen ethisch-moralische Prinzipien im Vordergrund: keine Streitigkeiten, keine Trägheit, mehr Begeisterung und mehr Keuschheit (Warnung vor Pornografie). Die Veranstaltung diente der Selbstvergewisserung und Ermutigung. Welche Wirkungen der Aufruf zur Mission im deutschsprachigen Raum nach sich zieht, wo die Mitgliederzahlen seit längerem stagnieren, wird sich zeigen.

Michael Utsch

JEHOVAS ZEUGEN

Körperschaftsstatus in fast allen Bundesländern. (Letzter Bericht: 7/2009, 266ff)

Nur noch einzelne Bundesländer wie Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen oder Rheinland-Pfalz wehren sich gegen die Anträge der Gemeinschaft auf Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts. Dass die Zeugen Jehovas darauf formal einen Anspruch haben, scheint klar zu sein. Am 19.12.2000 hatte das Bundesverfassungsgericht festgestellt (2 BvR 1500/97), dass ein Bewerber „rechts-treu“ zu sein hat, also „das geltende Recht beachten“ muss. Dadurch wurden die vorherigen Urteile aller Instanzen revidiert, und im Sommer 2006 musste Berlins Kultursenator die Verleihungsurkunde überreichen. Seitdem haben die meisten Landesregierungen diesem Beispiel mehr oder weniger widerwillig Folge geleistet.

Auch wenn das formal richtig ist, sprechen inhaltliche Gründe nach wie vor dagegen.

Anlässlich der Verleihung der Körperschaftsrechte an die Zeugen Jehovas in Mecklenburg-Vorpommern im Januar 2010 führt die Gemeinschaft in ihrer Pressemitteilung vom 10.2.2010 aus: „Die Bibel hilft Familien, Kinder und Jugendliche dazu zu erziehen, initiativ, Gesprächsbereit und tolerant zu sein. Was sie im Elternhaus lernen, hilft ihnen, sich mit christlicher Nächstenliebe statt mit Ellenbogen zu behaupten und in der Schule Toleranz, Integration und Fleiß beispielhaft auszuleben.“

Diese Worte erstaunen, wenn man bedenkt, wie stark bei den Zeugen das Exklusivitätsdenken ausgeprägt ist. So schrieb beispielsweise der Wachturm im September 1989: „Nur Jehovas Zeugen ... haben als vereinte Organisation unter dem Schutz des höchsten Organisators die biblische Hoffnung, das nahe bevorstehende Ende des zum Untergang verurteilten, von Satan, dem Teufel beherrschten Systems zu überleben.“ Inzwischen ist der Ton in den Publikationen der Zeugen Jehovas zwar vielfach milder geworden, die Botschaft bleibt jedoch die gleiche: „Die Bibel zeigt, dass sämtliche Formen der falschen Religion ein Teil von Babylon der Großen sind ... Da sich alte babylonische Anbetungsformen heute auf der ganzen Erde verbreitet haben, steht ‚Babylon die Große‘ heute passenderweise für das Weltreich der falschen Religion. Diesem Reich hat Gott ein plötzliches Ende angekündigt.“¹ Andere Religionen gelten den Zeugen Jehovas als „falsch“², weltliche Gesellschaften offenbar als Teufelswerk. Es fragt sich, wie mit einer solchen Haltung Nächstenliebe und Toleranz gelebt werden sollen.

Die Bibelübersetzung der Zeugen Jehovas, die „Neue-Welt-Übersetzung“, in

deutscher Sprache erschienen 1972, ist die für Zeugen Jehovas verbindlich gewordene Bibel. Sie dient ihnen als der konstitutive Bezugsrahmen des Glaubens. Obwohl an diesem Punkt eine gewisse Analogie zum Schriftprinzip des Protestantismus aufscheinen mag, zeigt sich am Schriftverständnis der Zeugen eine schwerwiegende Problematik: Obwohl die Zeugen Jehovas in ihren Außendarstellungen die Selbstausslegungskraft der Schrift erwähnen³, liegt die Autorität der Bibelauslegung insbesondere beim Führungsorgan der Zeugen Jehovas, der „Leitenden Körperschaft“. „Ein reifer Christ ... pocht weder auf seine eigene Meinung, noch hegt er private Vorstellungen, was das biblische Verständnis angeht, sondern er vertraut voll und ganz der von Jehova Gott durch seinen Sohn Jesus Christus und den ‚treuen und verständigen Sklaven‘ [Bezeichnung der Leitenden Körperschaft; die Autoren] geoffenbarten Wahrheit.“⁴ Im Verständnis der Zeugen Jehovas verweist die Schrift nicht auf Christus als Mitte, an der sich die Einzelaussagen der Schrift messen lassen müssen. Alle biblischen Texte werden gleichwertig als das offenbarte Wort und der Wille Jehovas interpretiert.⁵ Dies führt in der Rezeption der Schrift zu einem selektiven und instrumentalisierenden Vorgehen, mit dem Kinder und Jugendliche zum Gehorsam gegenüber der Glaubensgemeinschaft, wohl kaum aber zu Toleranz und noch weniger zu Integration erzogen werden sollen. Vielmehr ist der Schriftgebrauch der Zeugen Jehovas der Indikator einer Erziehung zu Unmündigkeit und unkritischer Loyalität gegenüber dem religiösen Leitungsorgan. Formaljuristisch ist also der Verleihung des Körperschaftsstatus in Mecklenburg-Vorpommern als 13. Bundesland wohl nichts entgegenzusetzen, in pädagogischer und politischer Hinsicht lässt jedoch

die öffentlich-rechtliche Anerkennung nach wie vor viele Fragen offen.

Anna Scholz, Berlin, und Michael Utsch

¹ Was lehrt die Bibel wirklich? Wachturm Bibel- und Traktatgesellschaft, Selters 2005, Auflage 2008 152.

² Vgl. Jahrbuch der Zeugen Jehovas 2008, Brooklyn 2008, 6f.

³ Vgl. Jehovas Zeugen – was glauben sie? Faltblatt der Watchtower Bible and Tract Society, Pennsylvania 1992.

⁴ *Der Wachturm*, 1.8.2001, 14.

⁵ Vgl. Bruno Deckert, *All along the Watchtower*, Göttingen 2007, 118.

FILM UND LITERATUR

Der Kurzfilm „Judas & Jesus“ – Blasphemie mit staatlicher Förderung?

Beim 25. Internationalen Interfilm-Kurzfilmfestival im Herbst 2009 in Berlin wurde der Streifen „Judas & Jesus“ gezeigt. Der 15-Minuten-Animationsfilm präsentiert eine abwegige wie abstruse Deutung des Jüngers, der Jesus verraten hat. Aber auch andere biblische Figuren wie Jesus und Maria Magdalena werden nicht geschont. Im Werbetext zum Film heißt es: „War Judas Ischarioth wirklich ein heimtückischer Verräter? Oder war er eigentlich doch ganz in Ordnung? Und wer war die mysteriöse Maria Magdalena wirklich? Hatte Jesus Christus ein erfülltes Sexualleben oder lebte er enthalten? 2000 Jahre musste Judas schweigen. 2000 Jahre wurde nur Jesus Gehör geschenkt. 2000 Jahre sind genug! Jetzt packt Judas aus.“ Zentraler Inhalt des Films ist der ewige Kampf des Bösen gegen das Gute, verkörpert in den beiden Protagonisten Judas und Jesus, die jeweils in Tiergestalt zu sehen sind: Judas als aggressiver und sexbessener schwarzer Stier, Jesus als ohnmächtiges weißes Schaf mit großen Augen, Hängeohren und Heiligenschein. Auf der Internetseite des Festivalbetreibers Interfilm, der den Film zum Kauf anbietet,

wird „Judas & Jesus“ als „Komödie, Groteske, Satire“ präsentiert. Worum geht es in dem Streifen?

Der Animationsfilm beginnt mit einer eher noch als harmlos zu bezeichnenden Darstellung der Geburtsgeschichte Jesu „Anno Domini 0000“. Die drei Heiligen Könige sind als Ochsen und Esel zu sehen. Sie tragen Königskronen und Mäntel, die denen von Weihnachtsmännern ähneln. Die drei nähern sich einer Holzhütte, zu der sie der Stern geführt hat. An der Eingangstür befindet sich ein Schild: „Hier wohnt Familie Maria, Josef und Jesus Christus“. Die drei Könige klingeln und begeben sich ins Innere der Blockhütte, ohne es zu versäumen, der Aufforderung „Hax'n abkratz'n“ auf der Fußmatte Folge zu leisten. Sie überreichen dem hell erleuchteten Kind in der Krippe Geschenke, dazu einen geschmückten Weihnachtsbaum. Einer der drei setzt sich eine Weihnachtsmannmütze auf, woran sich das Jesuskind besonders erfreut.

Doch die Idylle trägt. Düstere Gestalten, bewaffnete Soldaten marschieren durch die Szenerie. Sie sind auf dem Weg zu einem dunklen Palast, über dem sich gerade ein schweres Gewitter entlädt. Ganz kurz wird ein Satanssymbol, der Baphomet, eingeblendet. Später wird es noch einmal kurz zu sehen sein. Das Pentagramm erinnert an das Emblem der real existierenden „Church of Satan“ Anton Szandor LaVeys. Im Inneren des Palastes, der einem Bordell gleicht, wird – in besonders geschmackloser Weise gezeichnet – Judas als schwarzer Satansbraten geboren.

Sieben Jahre später: Man sieht Judas eher unwillig auf dem Weg zur Schule. In seiner Klasse trifft er auf Jesus, der als Musterschüler präsentiert wird, und auf Maria Magdalena, in die er sich unsterblich verliebt. Die Mitschüler, die im Film in Gestalt von Schafen in Erscheinung treten, lassen sich von Judas provozieren. Ihr

Hass richtet sich gegen Jesus, den sie kurzerhand in einer Art Kreuzigungsszene am Kartenständer aufhängen.

Der Film provoziert mit unappetitlichen Sexszenen, Obszönitäten und Geschmacklosigkeiten rund um die Person Maria Magdalenas, die in dem Kurzfilm als Domina eines Swingerclubs präsentiert wird und sich in der Abendmahlszene nackt am Tisch räkelt. Sie markieren nicht zu unterbietende Tiefpunkte des Films. Sie gipfeln darin, dass Judas seinen Kontrahenten Jesus kurzerhand an die Soldaten verrät, um sich den Eintritt für „Maria Magdalenas Swingerclub“ in Höhe von 30 Euro leisten zu können. Jesus wird schließlich brutal gekreuzigt – inszeniert als Popkonzert („Jesus Loves You“), bei dem die Masse der Schafe begeistert aufjohlt.

Doch plötzlich schlägt ihr Hass um und richtet sich gegen Judas, der von ihr auf bestialische Weise gelyncht wird. Schließlich tritt eine zunächst tief mitfühlende Maria Magdalena hinzu, die sich in Wahrheit als teuflisches Wesen entpuppt, das aus den sterblichen Überresten des Judas einen mehrköpfigen feuerspeienden Drachen zum Leben erweckt. Er lässt kurzerhand alle Schafe in Flammen aufgehen. Sodann breitet er seine mächtigen Flügel aus und entschwindet mit einer auf seinem Rücken sitzenden Maria Magdalena in die vom Vollmond hell erleuchtete Nacht.

Das Strickmuster dieses Animationsfilms ist denkbar einfach: Es geht um grundlegende Religionskritik, die mit Pornografie, Blasphemie und einer gehörigen Portion Gewalt angereichert wird.

Nun ist es hierzulande ein Leichtes, mit gezeichneten Attacken auf biblische Figuren und gezielten Tabubrüchen von sich reden zu machen. Ein Beifall klatschendes Publikum wird sich immer finden lassen. Und die im Anschluss einsetzende Dra-

maturgie der öffentlichen Aufregung folgt meist dem gleichen Muster: Negative Schlagzeilen machen einen Film umso interessanter, die Autoren fühlen sich missverstanden, und religiöse Kritiker werden schnell der kulturellen Intoleranz oder des Fundamentalismus bezichtigt. Nicht auszudenken dagegen, wie die Reaktionen ausfallen würden, wenn sich ein Animationsfilm ähnlichen Kalibers dem Leben Mohammeds widmete!

Besonders irritierend ist der Abspann des Animationsfilms. Hier taucht – wie übrigens auch auf der DVD-Hülle – das Logo „Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien“ auf, zusätzlich auch das von „medienboard Berlin-Brandenburg“. Recherchen auf der Internetseite „www.medienboard.de“ ergeben, dass das letztgenannte Unternehmen „Judas & Jesus“ mit 20 000 Euro gefördert hat. Gelder dürften – wie die beiden Logos der Filmförderer belegen – auch vom Kulturbefragten der Bundesregierung geflossen sein. Die Deutsche Film- und Medienbewertungsstelle in Wiesbaden (FBW) hatte es indes 2009 abgelehnt, den Film überhaupt zur Bewertung zuzulassen. Offensichtlich waren inhaltliche Aspekte für diese Entscheidung maßgebend. Der Internetseite zufolge hat die Produktionsfirma des umstrittenen Films gegen die Entscheidung der FBW beim Verwaltungsgericht in Wiesbaden Klage eingereicht. Mittlerweile ist „Judas & Jesus“ auf DVD zum „satanischen Preis“ von 6,66 Euro erhältlich – mit dem Vermerk der Freiwilligen Selbstkontrolle (FSK), dass der Film „ab 16 freigegeben“ sei. Im Internet kursiert der Streifen ebenfalls, hier jedoch ohne Altersbeschränkung.

„Judas & Jesus“ ist bereits der dritte Kurzfilm, den der Heidelberger Kurzfilmregisseur Olaf Encke (Jahrgang 1966) nach „Gack Gack“ (2002) und „King of Fools“ (2004) gedreht hat. Bei letzterem geht es

um einen Frosch, der nicht geküsst wird und um die Gunst einer arroganten Gazelle buhlt. Auch dieser Film spart nicht mit blasphemischen Details: In der Schlusszene des 9-Minuten-Films setzt sich der Frosch eine Glasscherbe wie eine Dornenkrone aufs Haupt.

„Judas & Jesus“ lief mittlerweile bei mehreren internationalen und nationalen Kurzfilmwettbewerben. Im Frühjahr 2010 wird er bei verschiedenen Festivals im deutschsprachigen Raum zu sehen sein, selbst – wie es auf der einschlägigen Internetseite des Betreibers heißt – „im katholischen Bayern“. Der Animationsfilm „Judas & Jesus“ markiert eine neue, besonders geschmacklose Dimension auf der nach oben hin offenen Blasphemie-Skala.

Matthias Pöhlmann

IN EIGENER SACHE

Dritte Seminarwoche des EZW-Curriculums. (Letzter Bericht: 5/2009, 190f) In Berlin hat vom 8. – 12. Februar 2010 die dritte Seminarwoche des Curriculums Religions- und Weltanschauungsfragen stattgefunden. Schwerpunktthemen waren das pentekostale Christentum, christliche Sondergemeinschaften sowie Rechtsfragen in der Weltanschauungsarbeit. Vor einem Jahr hatte die zweijährige Weiterbildung für Pfarrerinnen und Pfarrer aus den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) begonnen. 27 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus 17 Landeskirchen, der Evangelischen Kirche in Österreich und zwei katholischen Bistümern nehmen daran teil.

Zum Thema „pentekostales Christentum“ referierten Reinhard Hempelmann und Peter Zimmerling. Hempelmann führte in das Thema ein, indem er Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Evangelikalismus und Pentekostalismus in phä-

nomenologischer, historischer, ökumenischer und soziologischer Perspektive erläuterte. Als Phänomene der Zeit repräsentieren aus seiner Sicht beide Richtungen einen Protest gegen die Rationalitätsdominanz unserer Kultur und sind Ausdruck der Sehnsucht nach starken Gefühlen. Peter Zimmerling, Professor für Praktische Theologie in Leipzig, stellte die charismatische Bewegung in ihren vielfältigen Ausprägungen vor. Für Zimmerling ist sie eine Frömmigkeitsbewegung, die durch besondere Geisterfahrungen ausgelöst wurde und von diesen lebt. Theologisch beobachtet er eine Betonung der Pneumatologie vor der Christologie. In der Zeit nach Pfingsten werde der Geist als der eigentlich Aktive angesehen; dabei komme es zu einer problematischen Auflösung der Trinität in ein zeitliches Nacheinander. Im Unterschied zur Pfingstbewegung, als deren biblischer Basistext Apg 2 gelten könne, zählten in der innerkirchlichen charismatischen Bewegung, mit 1. Kor 12 als Basistext, auch nichtspektakuläre Geistesgaben, die sich am Nächsten und am Gemeindeaufbau orientierten. Im Blick auf die Praxis des Lobpreises bemerkte Zimmerling kritisch, dass das Leid als überwundenes oder noch zu überwindendes in charismatischen Liedern kaum vorkomme, was wirklichkeitsfremd und „nicht ganz echt österlich“ wirke. Als Gast kam Pastor Karl Schreiter, früher im Vorstand des Bundes Freikirchlicher Pfingstgemeinden, zum Gespräch mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Curriculums. In seiner Vorstellung nahmen seine biographischen Wurzeln in der DDR breiten Raum ein. Der Glaube an Heilungswunder spielt für ihn eine große Rolle. Im Gespräch betonte er die Ökumene und das einmütige Zusammenstehen der Christen. Zum zweiten großen Thema „christliche Sondergemeinschaften“ stellte Matthias

Pöhlmann Neuoffenbarungsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts als „Protestbewegungen der Neuzeit“ vor. Michael Utsch ging vor allem auf neuere Entwicklungen der Neapostolischen Kirche (NAK) und die Frage ihrer Ökumenefähigkeit ein. Die Begegnungen bei den Seminarwochen sind eine gute Gelegenheit, Gemeinschaften kennenzulernen. Oft ergeben sich schon beim ersten Treffen Beobachtungen, die charakteristische Züge einer Gemeinschaft ebenso erfassen wie Schwierigkeiten, die sich aus christlicher Sicht darstellen.

Vier interessante Begegnungen mit christlichen Sondergemeinschaften gab es in der dritten Seminarwoche: Während der Besuch eines Gottesdienstes der NAK den Eindruck einer Gemeinde in Bewegung und im Aufbruch hinterließ, zeigte sich den Gästen in einem Gottesdienst von Christian Science eine eher müde wirkende Gemeinschaft. Der Erzbischof der Christengemeinschaft, Vicke von Behr-Negendanck, schilderte seine Abkehr vom evangelischen Glauben als Theologiestudent bei Helmut Gollwitzer, dem er sehr verbunden war. In der Christengemeinschaft fand er konkrete Aussagen über Tod und Jenseits, die er in der evangelischen Kirche vermisste. Der Besuch in einem Gemeindezentrum der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ mit genealogischer Forschungsstelle bot eine konstruktiv-kontroverse Begegnung mit einer lebendigen Gemeinschaft.

Zum dritten großen Thema „Rechtsfragen in der Weltanschauungsarbeit“ erläuterte Hans Michael Heinig, Professor für Öffentliches Recht in Göttingen und Leiter des Kirchenrechtlichen Instituts der EKD, allgemein staatsrechtliche Fragen. Die Berliner Anwältin Judith Müller führte in das Presserecht ein und gab rechtliche Hinweise zur öffentlichen Äußerung über Religionsgemeinschaften.

Im Sommer ist im Rahmen des Curriculums eine dreitägige Exkursion im Raum Freiburg geplant. Im September findet die vierte und letzte Seminarwoche in Berlin statt mit den Themen neue religiöse Bewegungen bzw. östliche Spiritualität im Westen, Buddhismus als Trendreligion und Gesichter des Islam.

Claudia Knepper

STICHWORT

Apostolische Gemeinschaften

Die Konfessionsgruppe der apostolischen Gemeinschaften versteht sich als Mittelweg zwischen katholisch-anglikanischer Kirche und Protestantismus. Diese Gemeinschaften betonen den apostolischen Dienst als urchristliches Amt und sehen darin ihren unverzichtbaren Beitrag zur Ökumene. Von der mitgliederstarken Neuapostolischen Kirche (NAK) haben sich im Laufe der Zeit mehrere kleinere apostolische Gemeinschaften abgespalten. Obwohl ihre Lehren sich in zentralen Punkten von der NAK unterscheiden, werden sie häufig mit dieser verwechselt. Vor dem Hintergrund der Entstehung und Weiterentwicklung der apostolischen Gemeinschaften werden die Unterschiede zwischen ihnen deutlicher.

Die Entstehung der apostolischen Gemeinschaften ist kompliziert. Für die zahlreichen Spaltungen sind theologische Gründe (Prophetentum, Wiederkunft Christi), unterschiedlich stark ausgeprägte Leitungshierarchien sowie persönliche Rivalitäten verantwortlich. Im Allgemeinen werden die im Folgenden dargestellten vier Hauptlinien unterschieden, in denen im 19. und 20. Jahrhundert durch Apostel und Propheten neue Gemeinden und Kirchen ins Leben gerufen wurden.

Katholisch-apostolische Gemeinden (KAG)

In Großbritannien wurden unter dem Einfluss einer schottischen endzeitlichen Erweckungsbewegung zwischen 1832 und 1835 zwölf Männer durch prophetische Worte als Apostel bezeichnet. Diesen wurde die Christenheit in zwölf Auftragsgebieten („Stämmen“) zugeteilt. Die Apostel sahen ihre Hauptaufgabe in der Einheit und Vollendung der Kirche. Sie wollten Christus bei seiner Wiederkunft die Kirche als „geschmückte Braut“ (Offb 21,2) entgegenführen. Die Wiederkunft Christi erwarteten sie noch zu ihren Lebzeiten. Auf Reisen in ihre Auftragsgebiete griffen sie die Traditionen der dortigen Kirchen auf und trugen das Wertvollste in einer eindrucksvollen Liturgie zusammen. 1836/1837 verfassten die zwölf Apostel ein „Testimonium“, in dem sie den gegenwärtigen Unglauben der Christenheit anprangerten und zur Umkehr aufriefen. Nur die apostolische Kirche vermittele und garantiere die Rettung in der Endzeit. Zum Wesen der Kirche gehören nach Meinung dieser Apostel vier von Christus eingesetzte Grundämter (Eph 4,11). Besonders dem Apostelamt maßen sie eine entscheidende ökumenische und eschatologische Bedeutung bei. 1847 wurde die apostolische Handauflegung („Versiegelung“) eingeführt, die zunächst nicht den Rang eines Sakramentes hatte und nur an erwachsenen Gemeindegliedern vollzogen wurde. Nach apostolischem Verständnis bekommen die getauften Gläubigen durch die Versiegelung die besondere Kraft des Heiligen Geistes und seine Gaben mitgeteilt.

Als im Laufe der Zeit immer mehr Apostel verstarben, ohne dass sich die Wiederkunft Christi ereignete, beschlossen die übrigen, ihren Irrtum bezüglich der Wiederkunft Christi einzugestehen und keine neuen Apostel zu berufen. In Deutschland

bestehen heute noch 60 Katholisch-apostolische Gemeinden mit ca. 3000 Mitgliedern. Die Gottesdienste werden von Diakonen oder Laienhelfern gehalten. Für den Empfang der Sakramente und alle Amtshandlungen halten die Mitglieder sich an Gemeinden anderer christlicher Bekenntnisse in der Nähe ihres Wohnsitzes, an deren kirchlichem Leben sie oft aktiv teilnehmen.

Die Neuapostolische Kirche (NAK)

Die Apostel der Katholisch-apostolischen Gemeinden lehnten die Neuoberufung von Aposteln ab und trafen die Entscheidung, die Bewegung „auslaufen“ zu lassen. Der Berliner „Prophet“ Heinrich Geyer (1811-1896), einer der damals bekanntesten und wichtigsten Amtsträger der KAG in Deutschland, war damit nicht einverstanden. Er berief 1860 während einer Apostelversammlung zunächst heimlich zwei neue Apostel, die jedoch vom Apostelkollegium nicht anerkannt wurden. Die eigenmächtigen Berufungen und weitere Lehrkonflikte führten später zum Ausschluss Geyers aus den KAG. Im Jahr 1863 gründete er eine eigene apostolische Gemeinde.

Einer der ersten neuen deutschen Apostel war Friedrich Wilhelm Schwarz (1815-1895), unter dessen Einfluss sich diese Gemeinde weiter von den Wurzeln der KAG entfernte, weil die ökumenische Einstellung zu anderen Konfessionen sowie die charismatischen Gaben zurückgedrängt wurden. Die reichhaltige, von den KAG übernommene Liturgie und die priesterlichen Gewänder wurden durch schlichte Formen ersetzt. Schwarz' Nachfolger wurde Friedrich Krebs (1832-1905), der die Bedeutung der Bezeichnung „Stammapostel“ veränderte. In den KAG stand jeder Stammapostel einem Gebiet („Stamm“) vor. Krebs hob das Gleichheits-

prinzip unter den Aposteln auf und zentralisierte die Bewegung auf sich hin. Seine Einführung in das Stammapostelamt neuer Prägung im Jahr 1897 kann als die Geburtsstunde der Neuapostolischen Kirche angesehen werden. Unter seinen Nachfolgern entwickelte sich die NAK zu einer der zahlenmäßig stärksten Religionsgemeinschaften im deutschsprachigen Raum.

Apostelamt Juda (AJ) und Apostelamt Jesu Christi (AJC)

Ein Merkmal aller apostolischen Gemeinschaften ist die baldige Erwartung der Wiederkunft Christi. Bisher haben sich aber alle getroffenen prophetischen Ankündigungen als falsch erwiesen. Deshalb sind auch andere Lösungswege eingeschlagen worden. Die zugespitzte Erwartung der Wiederkunft Christi ist dem Apostelamt Juda fremd. Nach Überzeugung dieser apostolischen Kleingruppe, die sich auch „Gemeinschaft des göttlichen Sozialismus“ nennt, ist die Wiederkunft Christi bereits geschehen. Christus sei in seinem Leib, in der Gemeinde, lebendig. Wegen dieser Überzeugung wurde 1902 der Zehdenicker Bezirksälteste Julius Fischer (1867-1923) aus der NAK ausgeschlossen. Kritisiert wurde weiterhin, dass er gesellschaftskritische Elemente in die Lehre mit aufgenommen hatte. Allerdings blieben die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse und der lutherische Katechismus davon unberührt. Die Gemeinschaft ist heute überaltert und hat etwas mehr als 2000 Mitglieder.

Nach dem Tod Fischers im Jahr 1923 kam es zu Nachfolgestreitigkeiten. Dadurch entstand das Apostelamt Jesu Christi – es ist sozusagen ein „Enkelkind“ der NAK. Die lehrmäßigen Unterschiede zum AJ sind gering. Die Entwicklungen im Osten und im Westen Deutschlands verliefen

unterschiedlich. Nach der Wiedervereinigung blieben zwei getrennte Kirchenhauptämter in Cottbus und Berlin mit insgesamt ca. 19 000 Gemeindegliedern bestehen. Durch die besondere Situation der Kirchen in der DDR hatte sich das AJC (Ost) wieder auf die übrigen christlichen Kirchen zubewegt und war Gastmitglied in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der DDR geworden. Diese ging nach der Wiedervereinigung in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK) auf. So wurde das AJC (Ost) die bisher einzige apostolische Gemeinschaft, die auf Bundesebene als Gastmitglied in der ACK mitarbeitet. Die Gemeinschaft hat heute ca. 2800 Mitglieder. 2006 kam es zu einer neuen Abspaltung. Die neu entstandene Alt-Apostolische Kirche machte die ökumenische Öffnung des AJC rückgängig und hat sich der südafrikanischen Old Apostolic Church angeschlossen.

Apostolische Gemeinschaft (AG)

1951 verkündigte der amtierende NAK-Stammapostel Johann Gottfried Bischoff im Alter von 83 Jahren die „Botschaft“, dass er nicht sterben werde, bevor Jesus komme und seine Auserwählten zu sich nähme. Diese zum Dogma erhobene Lehre verursachte erheblichen Wirbel und rief auch in den eigenen Reihen Kritik hervor. Wegen seines fortgesetzten Widerspruchs wurde der Stammapostelhilfe Peter Kuhlen, der eigentlich als Nachfolger Bischoffs vorgesehen war, 1955 sämtlicher Ämter enthoben und aus der NAK ausgeschlossen. Mit Kuhlen verließen etwa 10 000 NAK-Gemeindeglieder aus dem Apostelbezirk Düsseldorf ihre Kirche. Sie gründeten bald darauf eine eigene Kirche, die sich heute Apostolische Gemeinschaft nennt. Derzeit gehören ihr in Deutschland etwa 6000 Mitglieder in

79 Gemeinden an. In drei regionalen Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen (ACKs) ist die AG im Gaststatus vertreten. Die AG ist Mitglied in der Vereinigung Apostolischer Gemeinden“ (VAG), die als Dachverband von vier europäischen (Niederlande, Schweiz, Frankreich, Deutschland = AG) und vier außereuropäischen (Australien, Südafrika, Indien, Philippinen) apostolischen Gemeinschaften fungiert.

Differenzierungen

Die KAG vertreten ein Selbstverständnis, das sich in seinen zentralen Punkten mit dem ökumenischen Verständnis deckt: Zum Leib Christi gehören alle im Namen des dreieinen Gottes getauften Christen, Glied am Leib Christi wird man durch diese Taufe, und jeder, der Jesus als seinen Herrn bekennt, hat den Heiligen Geist (1. Kor 12,3).

Bei der NAK haben sich auf dem Weg der Abgrenzung von den KAG wesentliche Veränderungen ergeben: ein soziologischer Wandel von vielen Akademikern bei den KAG zu Handwerkern und Angestellten bei der NAK, ein Verlust der ökumenischen Einstellung (die NAK als „exklusive Endzeitkirche“), die Einführung eines streng hierarchisch verstandenen Stammapostelamts und ein Wandel im Sakramentsverständnis. Die Taufe wird als „Anwartschaft zur Empfangnahme“ des Heiligen Geistes gesehen. Zur Erlangung der Gotteskindschaft ist nach Überzeugung der NAK die Versiegelung durch einen Apostel nötig, durch die der Heilige Geist gesendet werde. Seit einiger Zeit ist bei der NAK eine vorsichtige Öffnung gegenüber den ökumenischen Kirchen zu beobachten. Wohin diese Entwicklung führen wird, muss sich noch zeigen.

Seit den 1970er Jahren hat die AG Amts-, Kirchen- und Sakramentsverständnis theo-

logisch neu ausgerichtet. Der Stammapostel wird als oberstes Leitungs- und Lehramt anerkannt, der jedoch nicht heilsnotwendige Bedeutung innehat. Die Mitgliedschaft wird durch einen Beitritt erklärt und ist nur von der Taufe und nicht mehr, wie früher, von der Versiegelung abhängig. Auch die VAG kennt neben der Taufe und dem Abendmahl als drittes Sakrament die Versiegelung. Sie wird allerdings seit 2005 nicht mehr an Kindern durchgeführt, sondern wie die evangelische Konfirmation im jugendlichen Alter. Außerdem ist sie – ein Novum in apostolischen Gemeinden – nicht mehr an das Apostelamt gebunden. In der VAG dienen Sakramente der Heilsverkündigung, nicht der Heilsvermittlung. Das Heil kommt nach diesem Verständnis aus dem Glauben, nicht aus dem Vollzug der Sakramente. Seit 2004 können auch Frauen in kirchliche Ämter ordiniert werden. Die VAG hat in ihrer erst 55-jährigen Geschichte einen starken Veränderungsprozess durchlaufen, der von dem katholisch-anglikanischen Erbe über ein exklusives, fundamentalistisches Glaubensverständnis in neuapostolischem Sinn zu einer eher protestantisch geprägten Gemeinschaft führte.

Quellen

- Neuapostolische Kirche International (Hg.), Fragen und Antworten über den neuapostolischen Glauben, Zürich 1992
- Trubach, Horst (Hg.), Was glauben die anderen? 27 Selbstdarstellungen, 41993
- Vereinigung Apostolischer Gemeinden (Hg.), Was wir glauben, Bd. 1, Zürich 1984
- Vereinigung Apostolischer Gemeinden (Hg.), Was wir glauben, Bd. 2, Flamatt 1990
- Vereinigung der Apostel der apostolischen Gemeinden (Hg.), Sakramente in apostolischen Gemeinden, Düsseldorf 2005
- Zeitschrift: Der Herold. Monatsschrift der Vereinigung der Apostolischen Gemeinden, seit 1954, 56. Jahrgang 2010

Sekundärliteratur

- Fincke, Andreas, Die Neuapostolische Kirche, in: Panorama der neuen Religiosität, Gütersloh 2005, 522-533
- Hutten, Kurt, Seher, Grübler, Enthusiasten, Stuttgart 151997, 497-512
- Krech, Hans / Kleiminger, Matthias (Hg.), Handbuch Religiöse Gemeinschaften und Weltanschauungen, Gütersloh 2006, 262-271.347-367
- Lieberth, Detlef, Die Apostolische Gemeinschaft. Geschichte, Identität, Wandlungsprozesse, in: Raedel, Christoph (Hg.), Jahrbuch für Freikirchenforschung 18, Wuppertal 2009, 239-246
- Obst, Helmut, Apostel und Propheten der Neuzeit, Göttingen 2000
- Obst, Helmut, Apostelgemeinden, in: Gasper, Hans u. a. (Hg.), Lexikon christlicher Kirchen und Sondergemeinschaften, Freiburg i. Br. 2009, 51-53
- Obst, Helmut / Cyranka, Daniel (Hg.), Was ist die Kirche? Das Selbstverständnis apostolischer Kirchen und Gemeinschaften als Kirche Jesu Christi, Halle 2005
- Schröter, Johannes Albrecht, Die Katholisch-apostolischen Gemeinden in Deutschland und der Fall Geyer, Bielefeld 32004
- Schröter, Johannes Albrecht, Katholisch-apostolische Gemeinden, in: Hans Gasper u. a. (Hg.), Lexikon christlicher Kirchen und Sondergemeinschaften, a.a.O., 130-131
- Wissen, Volker, „Zur Freiheit berufen“. Ein Porträt der „Vereinigung Apostolischer Gemeinden (VAG)“ und ihrer Gliedkirchen, Remscheid 2008
- Wissen, Volker, Theologische Entwicklungen der Vereinigung Apostolischer Gemeinden (VAG) von 1956 bis heute, Remscheid 2007

Internet

- www.apostolic.de
- www.apostolisch.de
- www.apostelamt-jesu-christi.info
- www.apostelamt-juda.de
- www.apostolische-geschichte.de
- www.herold.apostolisch.de

Michael Utsch

BÜCHER

Susanne B. Keller (Hg.), Königliche Kunst. Freimaurerei in Hamburg seit 1737, Dölling und Galitz Verlag, München / Hamburg 2009, 208 Seiten, 22,00 Euro.

Zunehmend wird die Freimaurerei als Thema für Ausstellungen in Museen und Stadtarchiven entdeckt. Ob in Bremen, Erlangen, Paderborn, Hamburg oder Frankfurt: Die „Königliche Kunst“ eignet sich offensichtlich in besonderer Weise, um die enge Verbindung von Stadt- und Kulturgeschichte aufzuarbeiten und für ein breites Publikum zugänglich zu machen. Auch die örtlichen Freimaurerlogen haben daran großes Interesse und unterstützen die Ausstellungen mit Leihgaben und begleitenden Veranstaltungen. Der vorliegende Katalog zur 2009 gezeigten Ausstellung (Jenisch Haus, Hamburg-Altona) gewährt einen interessanten Einblick in die Kulturgeschichte der Stadt. Am 6. Dezember 1737 wurde hier die erste Freimaurerloge auf deutschem Boden gegründet. Dies bildete den Auftakt für die rasante Verbreitung des initiatorischen Bruderbundes in Nord- und Mitteldeutschland sowie im Rheinland. Der Begriff „Königliche Kunst“ hat, wie die Herausgeberin des ansprechend gestalteten Bandes erläutert, eine lange Vorgeschichte. Er findet sich schon bei Platon. Dort steht er für die Philosophie, die Liebe zur Wahrheit. Bis in die Neuzeit hinein wurde die „Königliche Kunst“ zum Inbegriff für Kunstfertigkeit und handwerkliches Geschick. In der Freimaurerei erfährt sie ihre Ausgestaltung in Form von Symbolen, Zeichen und rituellen Handlungen.

Die Herausgeberin wendet sich zunächst der Hamburger Freimaurerei im 18. Jahrhundert zu. Unter den „Brüdern“ in der Hansestadt lassen sich bedeutende Na-

men finden, etwa Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), der sich schon früh für die Freimaurerei interessiert hatte und 1771 in eine Loge aufgenommen wurde. 1778 erschien sein bekannter Dialog „Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer“. Große Bedeutung für die Rituale der deutschen Freimaurer erlangte der Hamburger Schauspieler und Theaterdirektor Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816). Er schuf 1801 ein reformiertes Freimaureritual, das sich stärker dem englischen Vorbild annäherte. Das „Schrödersche Ritual“ ist bis heute in vielen Logen in Gebrauch. Ein eigenes Kapitel ist den Porträts bedeutender Hamburger Freimaurer gewidmet. Darunter finden sich bekannte Namen wie Matthias Claudius, August Wilhelm Iffland, Heinrich Heine und Carl von Ossietzky.

Der freimaurerische Publizist Rolf Appel präsentiert eine Innenansicht des Bruderbundes, den er als den letzten Mysterienbund betrachtet (67). Er schätzt die Zahl der Freimaurer auf weltweit sechs Millionen (75), tatsächlich dürfte die Zahl heute deutlich niedriger ausfallen. Für eine kleine Überraschung sorgt in dem Band der Bericht einer Hamburger Freimaurerin, die eine kurze Geschichte und das gegenwärtige Erscheinungsbild der Frauenlogen präsentiert (76ff). Umfangreiches Bildmaterial aus alter Zeit illustriert die freimaurerische Ritualpraxis. Mit den Beziehungen zwischen den Freimaurern Wolfgang Amadeus Mozart und Friedrich Ludwig Schröder, die sich vermutlich in Wien kennengelernt hatten, befasst sich der Beitrag der Musikwissenschaftlerin Petra Eisenhardt, die im Blick auf eine rein freimaurerische Interpretation der Oper „Die Zauberflöte“ eine eher skeptische Position vertritt.

Die Königliche Kunst übte auch einen starken Einfluss auf die Gartenkunst aus. So waren es einzelne Freimaurer, die ihre

weltanschaulichen Überzeugungen in den neuen englischen Landschaftsgärten des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck brachten. Sie sollten zur sittlichen Vervollkommnung des Betrachters beitragen. Die Kunsthistorikerin Kerstin Petermann konstatiert: „Gott als Weltbaumeister wurde in der Offenbarung der Natur verehrt, einer Natur, die im künstlich angelegten Landschaftsgarten nun metaphysisch über sich selbst hinausweisen konnte“ (104). Solche dem englischen Vorbild nachempfundenen Landschaftsgärten fanden auch in Norddeutschland Nachahmer.

Weitere Beiträge des Buches befassen sich mit der Geschichte der Freimaurer in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus (Marcus Mayer) sowie mit dem Thema „Logen als Spiegel der Stadtgesellschaft“ am Beispiel der Stadt Celle (Hilke Langhammer). Maßgeblich prägten drei protestantische Pastoren, die jeweils das Amt des „Meisters vom Stuhl“ bekleideten und sich darüber hinaus für die Innere Mission Wicherns engagierten, das Logenleben der niedersächsischen Stadt. Die Hamburger Schriftstellerin Maïke Nielsen, die den Roman „Die Freimaurerin“ vorgelegt hat, stellt in ihrem Essay Überlegungen darüber an, „warum eine Geheimgesellschaft des 18. Jahrhunderts heute aktueller ist denn je“ (160ff). Vor dem Hintergrund der freimaurerischen Programmatik plädiert sie für ein neues „Weltgewissen“, „eine neue, weltbürgerliche Pädagogik, interkulturellen Dialog oder, um mit freimaurerischen Worten zu sprechen: eine Erziehung des Herzens und die beständige Arbeit am kosmopolitischen Selbst“ (165). Ob diese Haltung sich für die Bewältigung eines weltanschaulich-religiösen Pluralismus letztlich als trag- und zukunfts-fähig erweisen kann – insbesondere dann, wenn faktisch bestehende religionsverschiedene Aspekte ausgeblendet werden? Schließlich dürfen in einer illustrier-

ten Darstellung der Freimaurer nicht die vielfältigen Verschwörungstheorien über den verschwiegene(n) Bruderbund fehlen. Die Autorin Vanessa Hirsch beleuchtet gegenwärtige Deutungsversuche in Literatur und Film zwischen Fakt und Fiktion. Insgesamt bietet der vorliegende Band ein facettenreiches wie ansprechend gestaltetes Panorama der Freimaurerei in Hamburg. Was die Logenmitglieder, ob in der Hansestadt oder anderswo, heute in den Logen erleben, bleibt dabei – wie so oft – leider ein Geheimnis.

Matthias Pöhlmann

AUTOREN

Dr. theol. Friedmann Eißler, geb. 1964, Pfarrer, EZW-Referent für Islam und andere nichtchristliche Religionen, neue religiöse Bewegungen, östliche Spiritualität, interreligiösen Dialog.

Dr. theol. Reinhard Hempelmann, geb. 1953, Pfarrer, Leiter der EZW, zuständig für Grundsatzfragen, Strömungen des säkularen und religiösen Zeitgeistes, pfingstlich-charismatisches Christentum.

Claudia Knepper, geb. 1973, evangelische Theologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin der EZW.

Dr. theol. Matthias Pöhlmann, geb. 1963, Pfarrer, EZW-Referent für Esoterik, Okkultismus, Spiritismus, Satanismus.

Anna Scholz, geb. 1982, Studentin der evangelischen Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, Praktikantin der EZW im Frühjahr 2010.

PD Dr. phil. theol. habil. Tilman Matthias Schröder, geb. 1956, Hochschulpfarrer in Stuttgart.

Dr. phil. Michael Utsch, geb. 1960, Psychologe und Psychotherapeut, EZW-Referent für christliche Sondergemeinschaften, Psychoszene, Scientology.

DDR. phil. Franz Winter, geb. 1971, Doktorat in Klassischer Philologie und Religionswissenschaft, Mitarbeiter der österreichischen Bundesstelle für Sektenfragen, Wien.

Einladung

50 Jahre EZW

Festprogramm

12. Juni 2010

- 15:00 Uhr **Festgottesdienst**
mit Landesbischof Dr. Ulrich Fischer
Mitglied des Rates der EKD, Karlsruhe
- 16:00 Uhr **Grußworte**
aus Politik, Medien und Wissenschaft
u. a. mit
Prof. Dr. Christoph Marksches
Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin
Susanne Sturm
Leiterin der Kirchenredaktion beim MDR, Leipzig
- 16:30 Uhr Kaffeepause
- 17:00 Uhr –
18:00 Uhr **Die EZW im Zug der Zeit –**
Zwischen Kontinuität und Wandel
Statements und Vorstellung einer Festschrift
- 18:00 Uhr **Vortrag**
Atheismus in der Diskussion
Prof. em. Dr. Wolf Krötke
- ab 18:30 Uhr **Empfang**
mit Gästen aus Kirche und Gesellschaft
Rückblick auf 50 Jahre EZW

Festgottesdienst und anschließende
Vortragsveranstaltung:
Französische Friedrichstadtkirche,
Gendarmenmarkt 5, 10117 Berlin

Empfang:
Haus der EKD – Blauer Saal
Charlottenstraße 53/54, 10117 Berlin

Herzliche Einladung an alle „Materialdienst“-Leserinnen und -Leser! Auf Anforderung senden wir Ihnen das genaue Programm und eine Anmeldekarte zu.
Tel. 030 28395-211, Fax 030 28395-212, E-Mail: info@ezw-berlin.de.

IMPRESSUM

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW), einer Einrichtung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), im EKD Verlag Hannover.

Anschrift: Auguststraße 80, 10117 Berlin
Telefon (0 30) 2 83 95-2 11, Fax (0 30) 2 83 95-2 12
Internet: www.ezw-berlin.de
E-Mail: info@ezw-berlin.de

Redaktion: Matthias Pöhlmann, Ulrike Liebau
E-Mail: materialdienst@ezw-berlin.de

Für den Inhalt der abgedruckten Artikel tragen die jeweiligen Autoren die Verantwortung. Sie geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder.

Verlag: EKD Verlag, Herrenhäuser Straße 12,
30419 Hannover, Telefon (05 11) 2796-0,
EKK, Konto 660 000, BLZ 250 607 01.

Anzeigen und Werbebeilagen: Anzeigengemeinschaft Süd, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart,
Postfach 1002 53, 70002 Stuttgart,
Telefon (07 11) 601 00-66, Telefax (07 11) 601 00-76.
Verantwortl. für den Anzeigenteil: Wolfgang Schmoll.
Es gilt die Preisliste Nr. 24 vom 1. 1. 2010.

Bezugspreis: jährlich € 30,- einschl. Zustellgebühr.
Erscheint monatlich. Einzelnummer € 2,50 zuzügl.
Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. Abbestellungen sind nur mit einer Frist von 6 Wochen zum Jahresende möglich. – Alle Rechte vorbehalten.

Bei Abonnementwunsch, Adressenänderungen, Abbestellungen wenden Sie sich bitte an die EZW.

Druck: Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.

EZW, Auguststraße 80, 10117 Berlin
PVSt, DP AG, Entgelt bezahlt, H 54226